

Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung
Jahrgang 2

Mitte Februar 1940

Heft 12

Heinrich Koitz

Zwischen Wollen und Können . . .

Ein Beitrag zu den seelischen Urfachen des polnischen
Zusammenbruches

„Daß wir uns selbst betrogen, stürzte uns ins Unglück.“

„Flustrowany Kurjer Codzienny“
vom 15. September 1939.

Zu Beginn des entscheidenden Jahres der polnischen Nachkriegsgeschichte, an dem gleichen 8. Januar 1939, an dem Oberst Beck von seiner letzten Berchtesgadener Aussprache mit dem Führer nach Warschau zurückkehrte, setzte die „Gazeta Polska“, trotz des langsamen Zerfalls der Legionärskreise seit dem Tode Pilsudskis damals noch immer das führende Blatt der die Regierung tragenden Minderheit, dem innerpolitischen Wirrwarr die Parole der schärfsten Konzentration entgegen: „Während die ganze Welt ihre Kräfte mobilisiert und die Mittel ihres Wirkens zusammenfaßt, während die Ereignisse vielfach rascher abrollen als zuvor und fast von einem Tag zum andern tiefe politische und wirtschaftliche Veränderungen eintreten, — steht es Polen nicht frei, sich im Namen individueller Interessen oder einer konservativen Neigung zur langsamen Entwicklung den Notwendigkeiten der Zusammenfassung und der Mobilisierung zu entziehen. Ausnahmezeiten erfordern auch außergewöhnliche Anstrengungen.“

Die Erkenntnis der eigenen Anzulänglichkeit und die daraus gezogenen Folgerungen bildeten — unabhängig von Partei und politischem Ziel — das ewige Thema der gesamten polnischen Nachkriegspublizistik. Die Schärfe, mit der Pilsudski zeitlebens die geschichtlichen Schwächen seines Volkes geißelte, fand ihr Echo in den unaufhörlichen Versuchen seiner Schüler und Nachfolger, am „Eisengitter“ der Armee und des Staatsapparates die Nation innerlich erstarren zu lassen, eine Nation, die nach den eigenen Worten des Marschalls „war Sym-

pathie, aber keine Achtung erwarb“ und in den Augen der Welt „ein Volk der Anarchie, der Schwäche und Widerspenstigkeit“ war. Pilsudskis innerpolitische Gegner nationaldemokratischer und großbäuerlicher Prägung, denen er 1926 vorwerfen konnte, sie hätten den Staat „zu einem Gespött“ gemacht, hegten gleichfalls heftige Vorbehalte gegenüber der geschichtlichen Wirkungsfähigkeit der Nation. Aus den Kreisen des polnischen Bauerntums und seiner historischen Erfahrung stammt der Satz, Polen sei auf dem Grundsatz der Willkür aufgebaut, und selbst die von jagiellonischen Großmacht-Träumen besessenen Kreise um Roman Dmowski verurteilten mit ihrem Programm des politischen Realismus ganze Jahrhunderte der polnischen Geschichte. Diese nur in den Formeln, nicht im Inhalt wechselnde Selbstkritik hat ihren klassischen Ausdruck in der Anordnung eines — preußischen Königs gefunden. Es war Friedrich der Große, der aus seinen eigenen Erfahrungen heraus zu der Lösung kam: „Er muß den Polen keine Komplimente machen; denn dadurch werden sie noch mehr verdorben, sondern er muß streng darauf achten, daß sie den Ordres gehörig nachleben. Mit den Polen muß man durchgreifen, oder man richtet nichts aus.“

Im Widerspruch zu dieser, einen Kern von Verachtung bergenden Nationalkritik zahlreicher Persönlichkeiten an der Spitze der politischen Hierarchie beseelte die Schichten des mittleren Bürgertums, der studentischen Intelligenz und der Geistlichkeit eine geradezu fanatische Überheblichkeit. Sie wurzelte nicht

nur in der mit Mickiewicz und Slowacki einsetzenden Überzeugung von der messianischen Sendung des polnischen Volkes unter den Slawen, sondern war zugleich ein verzerrtes Überbleibsel des alten Ritterstolzes der „Panie“, die nach dem Erlöschen aller feudalen Grundgesetze ihre überlieferten Vorrechte in einer von Grund auf veränderten Welt mühsam aufrechtzuerhalten versuchten. Auf der Basis dieses fanatischen, mit dem jähen Blut des Ostens gepaarten Stolzes entstand die sprichwörtliche Streitsüchtigkeit des Polen. Nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis Wladislaus Polefinski, dessen Propaganda-Broschüre über den Kampfwert des polnischen und des deutschen Soldaten wir Anfang September 1939 zu Hunderten verstreut auf den verwüsteten Flugplätzen Polens wiederfanden, ist diese Streitlust eine „seit Jahrhunderten bestehende psychologische Erscheinung. Sie beweist, daß in der polnischen Psyche offenbar ein Bedürfnis an Kampf besteht, weswegen wir in Friedenszeiten, wenn es niemanden gibt, mit dem wir draußen kämpfen könnten, einfach miteinander kämpfen. Sobald sich jedoch nur die geringste Gelegenheit zum Kampf mit dem äußeren Feind ergibt, vergessen wir allen Streit und Hader und werfen uns mit verdoppelter Leidenschaft auf ihn. Der Pole liebt es, sich zu schlagen: man errechnet, daß im polnischen Dorf im Verlauf eines Jahres einige Zehntausend schwere Körperbeschädigungen infolge Prügeleien vorzukommen pflegen. Diese Prügeleien haben ihre Ursache zum größten Teil in verletzter persönlicher Würde und Ehrgeiz . . .“ Und zum Schluß seines Büchleins feiert der Autor, den wenige Tage so bitter ad absurdum geführt haben, noch uneingeschränkter „die wahrhafte Soldatenrasse“ seines Volkes: „Wir sind ein soldatisches Volk, eine Nation, die ihre Unabhängigkeit und Ehre über alles schätzt. Unser Land ist ein Land der Schlachten, und unsere Geschichte — die Historie siegreicher Kriege. In unserem Blut liegt der Instinkt des Kampfes. Wir lieben es, uns zu schlagen.“

Aus der für ein Volk auf die Dauer unerträglichen Spannung zwischen diesem kampflustigen Stolz und der Anzuläng-

lichkeit, die eigene Welt ringsum einigermaßen zu ordnen, ergab sich ein schamhaft unter der verklärenden Formel der „Romantik“ verborgener Selbstbetrug von riesigem Ausmaß. „Der Pole liebt das Risiko, er liebt die gefährlichen Dinge“, meint Polefinski, „und Gefahren peitschen den Polen auf.“ Das mag sein; so oft ich während des September-Feldzuges mit Polen der verschiedensten Bevölkerungsschichten zusammenkam und mit ihnen über den handgreiflichen Widerspruch zwischen den phantastischen Reden der polnischen Staatsmänner noch im August 1939 und dem überraschend schnellen Zusammenbruch sprach, zuckten sie zuletzt die Achseln. Sie schienen, und dieser Eindruck wiederholte sich unabhängig davon, ob der Gesprächspartner ein gefangener Offizier oder ein ganz ziviler Universitätsprofessor war, ihren eigenen Ohren und Augen nicht mehr zu trauen. Wie ein Amoklauf waren zwei knappe Wochen stürmischer Ereignisse an ihnen vorübergerauscht und hatten ihre ganze bisherige Welt zum Zusammensturz gebracht. Mit einem Schlag öffnete sich eine ungeheure Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit, eine Kluft, der gegenüber jede romantische „Liebe zum Wagnis“ verlagte.

Die dem Westslawen eigentümliche Neigung zum Risiko und zu der damit verbundenen optimistischen Einnebelung fand einst bei Pilsudski ihren klassischen Ausdruck in dem Unternehmen von Molina Mala, bei dem der spätere Marschall im Oktober 1914 die Kerntruppe seiner Legionäre durch einen schmalen Korridor zwischen der russischen und österreichischen Front südwärts nach Krakau führte. Die Niederschrift dieses Durchbruches, der „entsprechend unserem Volkscharakter und dem Wesen unseres Soldaten ein wenig leichtsinnig“ war, ist jedoch bei Pilsudski von unaufhörlichen Selbstvorwürfen durchsetzt, und er gesteht freimütig ein, „nie so viel aufs Spiel gesetzt zu haben“ wie damals. Daß seine Nachfolger den Unterschied zwischen einem nächtlichen Gewaltmarsch von zweitausend Mann und dem Amoklauf eines Dreißig-Millionen-Staates, gleichfalls zwischen zwei Fronten, nicht fassen konnten, wurde ihnen zum Verhängnis.

Das Unvermögen einer realen Einschätzung der Wirklichkeit, das sich hinter dem romantischen Optimismus der Polen verbarg, entschuldigt den Selbstbetrug, dem sie erlagen, aber es erklärt noch nicht den katastrophalen Umfang dieser Hypnose, die, von den Spitzen des Staates an gefangen, bald das ganze Volk erfaßte. Tiefer noch ist nämlich dieser Nation die Neigung eigentümlich, vor den schweren und harten Seiten des Daseins die Augen zu verschließen und den Wünschen mehr Macht zuzuschreiben, als der Erkenntnis und der daraus entspringenden Leistung. So leidenschaftlich sich das polnische Volk ohne Unterschied des Standes etwa im August 1939 der deutschfeindlichen Heze ergab, und so begeistert und hemmungslos es von einem frisch-fröhlichen Krieg gegen das Reich träumte, — als in den Morgenstunden des 1. September die deutschen Bomber über den polnischen Städten erschienen, legte sich ein panischer Schrecken über die Bevölkerung. Die gleichen Kreise, die wenige Tage zuvor noch mit Polesinski gejubelt hatten: „Angeduldig warten wir auf den Befehl: Marschieren! Wir wollen uns schlagen!“, — sie sahen bestürzt und wie gelähmt zum Himmel empor, so hatten sie es nicht gemeint. Und während an den Anschlagssäulen noch die Ausrufe Rydz-Śmigły und des Präsidenten Mościcki mit tönenden Worten „dem ewigen Feind“ Polens Furchtbares ankündigten, packten Tausende und aber Tausende in sinnloser Hast das schmale Bündel der dringlichsten Notdurft und flüchteten ostwärts. Diese Panik erfaßte nicht etwa die polnische Bevölkerung an den Grenzen des Reiches, sondern — von der umfangreichen behördlichen Abtransportierung der Beamtschaft abgesehen — im wesentlichen die Städte des weiteren Hinterlandes. Vom dritten bis zum sechsten Kriegstag flüchteten beispielsweise aus Krakau rund siebzigttausend Menschen, ein knappes Drittel der gesamten Einwohnerchaft, und zahllose andere Städte berichten von noch größerem Umfang dieser Katastrophen-Wanderung in den Osten.

Die militärische Seite dieses chaotischen Erwachens aus aufgepeitschten Wunschträumen umriß der Führer in seiner Dan-

ziger Rede nach dem Abschluß des Polenfeldzuges mit den Worten: „Der Pole hat an vielen Plätzen tapfer gekämpft. Seine untere Führung machte verzweifelte Anstrengungen, seine mittlere Führung war zu wenig intelligent, seine oberste Führung schlecht, unter jeder Kritik. Seine Organisation war — polnisch.“ Es wäre dabei eine Herabsetzung der deutschen soldatischen Leistung, wenn man übersehen würde, daß die polnischen Heeresgruppen technisch durchaus für einen modernen Krieg vorbereitet waren. In einem abschließenden Bericht über die Panzerschlacht von Tomaszów heißt es in der Krakauer „Soldatenzeitung“ vom 29. September 1939 mit Recht: „Auch nach der Aufräumung des Schlachtfeldes vor Tomaszów zeigte sich, daß der Pole über alles verfügte, was eine moderne Armee benötigt. Flak, Panzerabwehrgeschütze, schwere MG., eine sehr gute Eierhandgranate, Minenwerfer, all das fanden wir in ausreichender Menge. Was den Polen fehlte, war die Kunst, alle diese Waffen zu einem richtigen harmonischen Einsatz zu bringen.“

Vor allem fehlte den Polen die unerläßliche Grundlage des Sieges, die Gabe der Menschenführung. Die überhebliche Einschätzung des eigenen Könnens, die Selbsttäuschung über das Maß des Möglichen, der Wunschtraum eines gewaltigen Schlages gegen die verhaßten Deutschen und der innerlich nagende Zweifel an der wirklichen Befähigung zu einer historischen Rolle, — alles vereinte sich im Augenblick der entscheidenden Krise und verwandelte die militärische Niederlage in eine völkische Katastrophe.

Die Tragödie einer in solchem Ausmaß geschichtlich einmaligen Selbsttäuschung, die für Hunderttausende Tod und Vernichtung der Daseinsgrundlagen bedeutete, gerät in die Bezirke komödienhafter Verwirrungen, wenn man die Rolle betrachtet, die Polens einst führende Männer kurz vor und während der Ereignisse spielten. Die grundsätzliche Halbsichtigkeit der gesamten Staatsführung, die schon zu Pilsudskis Zeiten den Aufbau lähmten, der Zerfall der Oberstengruppe nach dem Tode des Marschalls und die damit verbundenen persön-

lichen Machtkämpfe hinter den Kulissen, der Ansturm der großpolnisch orientierten nationaldemokratischen Jugend gegen einen ohne innere Verbindung mit der Nation dahinvegetierenden Staatsapparat, — alle diese Entwicklungslinien eines immer sichtbarer werdenden Verfalls des politischen Gestaltungsvermögens der „Ersten Brigade“ wurden, nachdem mit dem Tode des Marschalls Pilsudski die stärkste persönliche Kraft des Legionärs-Staates verschwunden war, für die Erben eines durch und durch labilen Systems ein mit der Zeit unlösbares Problem.

Wie eine letzte Warnung vor dem Abgrund wirkte im Frühsommer 1939, als die Katastrophe schon heraufzog, der Freitod des Obersten Slawek, der zu Lebzeiten Pilsudskis als der „große Zweite“ galt und nach dem 12. Mai 1935 von den politischen Gruppen um Rydz-Smigly und um den Staatspräsidenten in den Hintergrund abgeschoben wurde. Slawek war der engste Kampfgefährte Pilsudskis in der Frühzeit der sozialistischen Terroraktionen, in der „Ersten Brigade“ war er der Stabsoffizier des Marschalls, beim Ausbau der POW., der Polnischen Militärischen Organisation, sein erster Beauftragter. Aus einer kümmerlichen Fünfzehn-Männer-Fraktion schuf er 1927/28 den Parteiloßen Block und verschaffte dieser parlamentarischen Vertrauensgruppe des Marschalls bei den Terrorwahlen 1930 die Mehrheit im polnischen Sejm. Nach diesem Ergebnis widmete er sich jahrelang dem Aufbau einer nationalpolnischen Verfassung, deren Form und Inhalt er den ureigensten Lebensbedingungen des Staatsvolkes anzupassen versuchte. Slawek war in seiner politischen Wirksamkeit ein Mann der Aktion, ohne jenes hohle Pathos, das uns an manchen führenden Männern Polens oft so unerträglich erschien, dazu eine Persönlichkeit von echter Zurückhaltung und Bescheidenheit, einer, der ungern redete und bei all seiner leidenschaftlichen Liebe zu großen Träumen ein unerbittlicher Realist blieb. Für solche Männer war nach dem Tode Pilsudskis kein Platz mehr in Polen; der Schuß, mit dem sich Slawek auslöschte, war nur der Abschluß einer langen Periode von Zu-

rücksetzungen, Demütigungen, Verleumdungen. Mit seinem Tode starb das Letzte, was von dem Werk Pilsudskis übrig war.

Über die Frage, wer von den drei führenden polnischen Staatsmännern der letzten Jahre die schwerste Schuld an der Katastrophe vom September 1939 trägt, ist viel gestritten worden. Daß sich die Erbitterung nationalpolnischer Kreise in erster Linie gegen Marschall Rydz-Smigly wendete, in dessen Amt sich die Armee personifizierte, ist verständlich und vermutlich auch berechtigt. Sowohl die Meldung, daß polnische Offiziere, als Rydz-Smigly am 17. September — also während erhebliche Teile des polnischen Heeres noch im Kampf standen — die rumänische Grenze überschritt, ein Attentat auf ihren flüchtigen Chef unternommen hätten, als auch die Mitteilung, der ehemalige Staatspräsident Moscicki habe im rumänischen Exil Rydz-Smigly, von dem er sich betrogen fühlte, heftige Vorwürfe gemacht, kennzeichnen zum mindesten die Stimmung gegenüber einem Mann, der es heute nicht mehr wagen könnte, Josef Pilsudski unter die Augen zu treten.

Daß Rydz-Smigly dem deutsch-polnischen Verständigungskurs des ersten Marschalls von Anfang an skeptisch gegenüberstand, war kein Geheimnis; er selbst hat seine ausgesprochen französische Orientierung mehr als einmal öffentlich bekannt und sie bei seinen Pariser Anleiheverhandlungen bestätigt. Er war stets mehr Soldat als Politiker; das Unglück wollte es, daß die polnische Armee durch die Verpflichtung, die breiten Massen der nationaldemokratisch gesinnten Jugend zu „versöhnen“, in eine eminent politische Rolle hineinglitt. Zudem war Rydz-Smigly seinem Wesen nach ein ausgesprochener Taktiker; der Mann, der ein guter, ein ausgezeichnete Divisionskommandeur sein konnte, besaß weder die politische noch die menschliche Qualifikation zum obersten Chef eines großen Heeres und damit zum sichtbarsten Exponenten des staatlichen Machtwillens. Er sah nicht weit genug, und die Claque um ihn herum, die ihn mit aller Gewalt zu einem wirklichen Nachfolger der überragenden Persönlichkeit Pilsudskis machen wollten, steigerten ihn dazu noch in ein Machtbewußtsein

hinein, das weder seinem Können noch seiner inneren Kraft entsprechen konnte. Seine letzte „Tat“ war ein Verzicht: beim Grenzübertritt gab er die Würde des Armeecombandanten an den letzten Ministerpräsidenten Polens, General Slawoj-Skladkowski, einen Haudegen ab, der es sehr im Gegensatz zu Rydz-Smigly für ehrenhafter hielt, bei der Truppe zu bleiben. Nicht einmal ein tiefes Gefühl für den tragischen Untergang der von ihm verratenen Armeen überkam ihn, als er auf das rumänische Ufer des Czeremosch hinüberwechselte: anders als der letzte Posener Wojewode Bocianowski, der sich auf der Brücke bei Kutly erschoss, zog Rydz-Smigly es vor, sein Leben der Emigration zu erhalten. Welch schwächliches, kümmerliches Ende für einen Mann, der an der Seite Pilsudskis groß geworden war und dem der Erste Marschall auf seinem Sterbebett das anvertraute, was seinem Herzen das Liebste war: die Ehre der Armee.

Rydz-Smigly ist der typische Repräsentant des inneren Bruches, der so viele Charaktere Polens kennzeichnet. Sie beiraten sich an den Möglichkeiten des eigenen Willens, blenden mit einem Pathos, an das sie selber glauben, den Freund und manchmal auch den Feind — und schon die Leidenschaft ihres Wollens, der Fanatismus ihrer Worte scheint ihnen die Erfüllung selber zu sein. Nicht Sieg oder Niederlage entscheiden über den inneren Wert des Heerführers; daraus, wie sie eine Niederlage und selbst eine Katastrophe hinzunehmen vermögen, ergibt sich das Maß ihrer persönlichen Kraft. Daß Pilsudski nicht nach Rumänien gegangen wäre, empfindet in Polen jedes Kind als eine absolute Gewißheit; der erste Marschall hätte sich allerdings auch nicht zum gefügigen Werkzeug „fremder Agenturen“ machen lassen, vor denen er so oft in seinen Reden warnte und denen sich Rydz-Smigly in Mißachtung der wirklichen Machtverhältnisse und in überheblicher Unkenntnis des eigenen Unvermögens blindlings auslieferte.

Was bei Rydz-Smigly ein Trauerspiel menschlicher Unzulänglichkeit war, wuchs sich bei Oberst Beck, dem jahrelangen Verwalter der polnischen Außenpolitik, zu

einem frevelhaften Spiel mit dem Zufall aus, sofern man nicht die oft vertretene These unterstellen will, daß der Warschauer Außenminister einfach der Gefangene der zum Krieg treibenden Armeefreife wurde. In diesem Falle aber hätte Beck zahlreiche Handhaben besessen, sich von einer unerträglich gewordenen Verantwortung zu befreien und zum mindesten dem Staatspräsidenten gegenüber die Pflicht des ernststen Warners zu übernehmen. Denn Oberst Beck wußte, worum es ging; er kannte — wie sich aus dem deutschen Weißbuch ergibt — aus den seit dem Oktober 1938 gepflogenen Besprechungen mit Deutschland den genauen Umfang der berechtigten deutschen Forderungen. Er war auch Soldat genug, um zu wissen, daß die englisch-französische Garantieerklärung ein wertloses Stück Papier war, da beide garantierenden Staaten keinerlei militärische Möglichkeit besaßen, aktiv in eine deutsch-polnische Auseinandersetzung einzugreifen. In den kritischen Wochen zwischen Beck's Besuch auf dem Berghof am 5. Januar 1939 und der englischen Garantieerklärung vom 31. März — dazwischen lag noch der Warschauer Staatsbesuch des deutschen Außenministers vom 25. bis 27. Januar — vollzog sich die entscheidende Wendung der polnischen Außenpolitik, die Abkehr von der Linie Pilsudskis, die Unterordnung der polnischen Lebensinteressen unter die auf völlig andere Ziele abgestimmte Außenpolitik Englands und Frankreichs. Wider besseres Wissen gab Oberst Beck dem Drängen der fremden Agenturen und der Abenteuerlust der Heißsporne in der Armee nach, und darin liegt seine geschichtliche Schuld.

Er hatte allzu lange im Schatten des Marschalls gestanden, als daß er eine eigene politische Linie entwickeln konnte, die ihn nach dem Tode Pilsudskis auch innerlich weiter band. Dazu fehlte es ihm von Haus aus an der schöpferischen Phantasie, die ein Merkmal des großen Staatsmannes ist und in Augenblicken der Gefahr den Weg zu neuen Aspekten, zur elastischen Anpassung ebnet. In einer schwierigen Stunde wirkte sich darüber hinaus die Volksfremdheit der Pilsudskisten aus; Oberst Beck hatte es nicht

verstanden, seine und des Marschalls Außenpolitik populär zu machen, so daß ihn der offene Widerstand der Rechtsopposition in einem Augenblick, in dem ihn selbst der Mut verließ, sogar offiziell schwach und zögernd fand. Vielleicht lockte ihn auch der eitle Ruhm, Europas „Befreier“ zu spielen, wie ihn sich diejenigen Kreise Polens dachten, deren Wortführer wiederum Polesinski ist: „In ganz Europa grassierte“ — Anfang 1939 — „eine Psychose der Angst. Die größten Mächte zitterten im Gedanken daran, was morgen sein wird. Alte, am Grabe stehende Diplomaten besaßen aufgeregt die Hauptstädte Europas, um den Frieden um jeden Preis zu retten. Ohne einen Schuß übergaben Nationen ihre Unabhängigkeit den Deutschen, die allen mit dem Kriege drohten. Bis endlich, als der germanische Stiefel seinen gierigen Blick (!) auf Polens Erde warf, — etwas Unerwartetes geschah. Während vorher im Lauf weniger Stunden unabhängige Staaten zu Provinzen des Reiches wurden, während frühmorgens der Schatten des Hakenkreuzes im Süden Europas auf Prag fiel und am Abend schon im Norden in Memel war, — berührte heute die „blitzartige“ germanische Walze die Tore Polens und verlor mit einem Schlag ihren brutalen Schwung . . . „Polen überwand die Psychose Europas, Polen hat den Frieden gerettet“, rufen alle Zeitungen der Welt. Polen brach den Schwung der germanischen Zügellosigkeit. Die Augen der ganzen Welt sind heute auf uns gerichtet, — es ist eine Ehre, Pole zu sein.“

Nun, so trunken diese Worte sind, es hat sich als eine zweifelhafte Ehre herausgestellt, für England die Rolle des Lockvogels zu spielen. Die außenpolitische Haltung Polens, für die Oberst Beck verantwortlich zeichnet, brachte Europa nicht den Frieden, der mit geringen Opfern und großen Vorteilen leicht erkaufte werden konnte, sondern den Krieg — und dem eigenen Staat nicht Ruhm, sondern den Untergang. Die Männer im Warschauer Palais Brühl konnten sich nicht einmal darauf berufen, daß sie in den Tagen zwischen der Berliner Reise des Staatspräsidenten Gacha und der englischen Garantierklärung einer heftigen Schock-

Wirkung erlegen seien; denn da sie seit Monaten in der genauesten Weise über den Umfang der wirklich maßvollen deutschen volkspolitischen Forderungen unterrichtet waren, standen sie bekannten und berechenbaren Faktoren eines kleinen Verzichtes gegenüber, der zudem nur einem Traum galt. Denn was konnte Danzig für Polen jemals mehr sein als ein fernes, unerreichbares Traumgebilde, das weder durch Postbriefkästen noch durch Eisenbahner, noch selbst durch die Betonkais von „Gdingen“ in die Bezirke polnischer Wirklichkeit einzubeziehen war.

Daß es dem Obersten Beck im ersten Viertel des Jahres 1939 nicht mehr möglich war, den Rückzug Polens aus Danzig vor seinen Ministerkollegen, vor der Armee und gar vor der Öffentlichkeit zu vertreten, sofern er selbst die Einsicht besessen hätte und den Mut, das Notwendige zu tun, ist nicht nur ein persönliches Versagen und ein Ergebnis des eigentümlichen In-die-Luft-Regierens der jüngeren Pilsudskisten. Hier rächt sich zur gleichen Zeit eine lange zurückreichende Entwicklung, in der sich gleichfalls alle politischen Schwächen des polnischen Nationalcharakters wiederpiegeln: die mühsamen und oft grotesken Versuche des organisatorisch in der See- und Kolonial-Liga zusammengefaßten Strebens nach polnischer Seegeltung. Der bisweilen geradezu mystische Kult, den die Kreise der See- und Kolonial-Liga (im engen Zusammenhang mit der allen historischen, geographischen und geopolitischen Gegebenheiten widersprechenden Süd-Nord-Verlagerung der polnischen Wirtschaftsführung unter Kwiatkowski) mit der jungen Flotte des Weichselstaates trieben, der nicht einmal seine Flüsse in Ordnung halten konnte, hatte die Bedeutung der Weichselmündung und des uneingeschränkten Zuganges zur Ostsee im Gefühl der polnischen Öffentlichkeit so sehr übersteigert, daß Propaganda und patriotischer Fanatismus sich geradezu selbständig machten und rasch aus den Bezirken politischer Vernunft hinauswuchsen. Weder Pilsudski noch seine Schüler und Nachfolger besaßen irgend- ein wirtschaftspolitisches Programm für den Wiederaufbau ihres Staates; die

französisch orientierten Wirtschaftspolitiker und Theoretiker Polens hatten also ein leichtes Spiel, ihre eigenen — übrigens modern kapitalistischen — ökonomischen Anschauungen in dieses Vakuum einfließen zu lassen und sie mit der Legionärs-Ideologie, der sie innerlich im Grunde fremd gegenüberstanden, zu verknüpfen, soweit es die offizielle Einstellung notwendig machte.

Dieses Streben nach einer Wirtschaftspolitik in die Welt hinaus, das sich in einer gewaltsam geförderten Export-Ausweitung zu Lasten des einheimischen Verbrauchers, in der Kohlenmagistrale Rattowiz-Gdingen und damit in der politischen Überschätzung des polnischen Küstenraumes an der Ostsee äußerte, brachte in die soldatische Welt der Ersten Brigade einen Imperialismus hinein, der — im wesentlichen dem propagandistischen Rüstzeug der Nationaldemokratie entnommen — in das politische Programm Pilsudskis einfach nicht mehr hineinpaßte. Ebenso fremdartig mußte er für die bäuerliche Masse Polens sein, und so wurde das großsprecherische „Fest des Meeres“, das die See- und Kolonial-Liga alljährlich Ende Juni unter dem Protektorat des Staatspräsidenten Moscicki mit Rundfunkansprachen und erzwungenen öffentlichen Gefühlsergüssen feierten, eine ausschließliche Angelegenheit der aus jungen Ingenieuren, Kaufleuten, Renommisten, Abenteurern bestehenden Kreise um Rwiatkowski, an dessen Zukunftsparolen sich die braven Bürger gern berauschten.

Die imperialistische Propaganda für ein „seefahrendes Polen“ wurde dadurch erleichtert, daß an der Spitze der staatlichen Pyramide ein Mann stand, der selbst aus der Wirtschaft kam und in seiner voluntaristischen, Technik und Ökonomie überschätzenden Haltung den Typ des jüngeren Slawen um die Jahrhundertwende verkörperte. Staatspräsident Moscicki — der bekanntlich bis zu seiner offiziellen Berufung 1926 die obereschlesischen Stickstoffwerke leitete — konnte, so lange Marschall Pilsudski lebte, in der repräsentativen Rolle verharren, die seinen Neigungen entsprach. Die Verpflichtungen, die ihm nach dem Tode des Marschalls zufielen, überstiegen zweifellos das Maß seines politischen Tatsachen-

sinnes, obwohl er sich vom Mai 1935 ab einige Monate hindurch eifrig bemühte, die Fäden der Tagespolitik in die Hand zu bekommen. Auf die Dauer ergab sich daraus jedoch eine allmähliche Desorientierung der maßgebenden Amtsstellen. Die zusammenfassende, harte Hand des Marschalls ließ sich nicht ersetzen, und an Stelle der einheitlichen Staatsführung setzte ein lässiges Sichgehenlassen, eine Verfestigung der Ressorts ein, die bald durch- und gegeneinander zu wirtschaften begannen. Schon 1937 war deutlich erkennbar, daß mit dem Zerfall der Staatsführung die Kraft der öffentlichen Meinungsbildung endgültig auf die Armee überging, auf eine Armee allerdings, die sich in zunehmendem Maße von den Idealen der Ersten Brigade entfernte und mit dem Zustrom aus den Kreisen der Rechtsopposition einen immer stärkeren Druck auf die maßgeblichen Männer des Staates ausübte. Präsident Moscicki setzte sich dieser Entwicklung nicht entgegen, ja, er spürte sie wohl kaum oder begrüßte sie — seinem veröhnlichen, ausgleichenden Temperament entsprechend — sogar insgeheim. Ein wenig weltfremd und unpolitisch, wie es Gelehrte bisweilen sind, vertraute er auf die Berichte seiner Ratgeber, denen er kein eigenes außenpolitisches Weltbild und keine genauere militärische Einsicht entgegensetzen konnte. Er war nicht der Mann, sich einer Entwicklung zu wehren, die in den Abgrund führen mußte, ja, es scheint fraglich, ob er die Entschlußkraft aufgebracht hätte, bei klarer Erkenntnis des herausziehenden Unheils das Steuer herumzuwerfen und eine „unpopuläre“ Politik nüchterner Sachlichkeit einzuleiten. So selbstverständlich er sich im Laboratorium vor den unbestechlichen Tatsachen chemischer Geseze beugte, so befangen und undeutlich bewegte er sich in der Sphäre des politischen Lebens. Nie in den dreizehn Jahren seiner Amtsführung war er Ursache einer großen Entscheidung oder wenigstens eines Anstoßes von erheblicher Bedeutung; er führte die außenpolitischen Bewegungen seines Staates nicht, sondern begleitete sie, er überwachte nicht die Positionen einer großen Krise, sondern versuchte, sie zu umgehen. Und als dann der Zusammenbruch kam, als über Nacht

der Staat, den er so kraftvoll und mächtig träumte, in sich zusammenfiel, drückte sich die ganze Haltung des dritten und letzten polnischen Staatspräsidenten in der resignierten Erklärung aus: „Ich bin betrogen worden.“

So vereinte sich im dreifachen Versagen der verantwortlichen Männer des polnischen Nachkriegsstaates wie in einem Spiegelbild das vielfache Versagen der ganzen Nation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Der von Oberst Beck in vorletzter Stunde erwirkten englischen Garantieerklärung, die sich praktisch als vollkommen bedeutungslos erwies, durfte Adolf Hitler in seiner Danziger Rede die nüchterne Feststellung entgegenhalten: „Weder die polnische Regierung oder der sie tragende kleine Kllingel noch das polnische Staatsvolk als solches waren befähigt, die Verantwortung zu er-messen, die in einer solchen Verpflichtung halb Europas zu ihren Gunsten lag.“ Und den großsprecherischen Reden des zweiten polnischen Marschalls, ja der ganzen militärischen Leistung Rydz-Smigly's seit dem Tage, an dem der Marschallsstab in seine Hände glitt, steht die bei aller sachlichen Härte ruhige und überlegene Feststellung des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht beim Abschluß des Polenfeldzuges gegenüber: „Die polnische Heeresleitung lebte in Unterschätzung der deutschen Wehrkraft in dem Glauben, daß es ihr mit Rücksicht auf die Bindung starker deutscher Kräfte im Westen des Reiches gelingen würde, den Krieg im Osten zumindest in einem gewissen Umfange offensiv führen zu können.“ Um sinnfälligsten aber spricht sich die ganze Hohlheit und innere Unsicherheit, die Verwirrung und chaotische Irrealität der polnischen Staats- und Kriegsführung in einer erschütternden Szene aus, die wir beim Ausmarsch der unzähligen Kolonnen polnischer Gefangener aus dem eroberten Warschau erlebten. Die Riesensfestung hatte eben erst die Tage des furchtbarsten Grauens hinter sich, während im übrigen Polen bereits seit Wochen die Waffen schwiegen. In diese Atmosphäre des eindeutigen deutschen Sieges und des vollkommnen polnischen Zusammenbruches brachte ein junger polnischer Offizier, der aus der

endlosen Reihe trat, es fertig, uns zu erklären: „Gewiß, meine Herren, das hier ist schlimm. Aber lesen Sie keine Zeitung? Wir haben Warschau auf den dringlichen Wunsch der Zivilbevölkerung übergeben und deswegen, weil es uns an Munition fehlte. U b e r — die Engländer haben doch schon Danzig genommen, und in Kürze werden sich unsere Truppen mit den Franzosen bei Berlin begegnen . . .“ Auch wenn man die Wirkung bewußt verfälschender Propaganda hoch ansetzt: wer sich fanatisch so vor dem eigenen Augenschein verschließen kann, der hat kein Maß und kein Gefühl für die Wirklichkeit, für die unerbittliche Realität irdischer Gesetze.

Es war vor rund siebzehn Jahren, als Josef Pilsudski im Rathaus von Lublin dem unbekümmerten Kraftgefühl des jungen, wiedererstandenen Staates die ernste Frage des Wissenden entgegenhielt: „Schlagen wir uns an die Brust. Haben wir genügend inneren Wert? Genügend seelische Kraft? Oder haben wir die entsprechende hinlängliche materielle Kraft, um die Probe durchzustehen, die auf uns wartet? Noch hat Polen auf diese Frage keine Antwort gegeben . . .“ Das war im Januar 1923. Inzwischen hat, da alle warnenden Stimmen ungehört verhallten, die Geschichte selber diese Frage an die Zukunft der Nation beantwortet. Und zwar so eindeutig als es nur möglich war; denn nie ist ein Volk, das mit so großen Ansprüchen auf Weltgeltung und historische Berufung auftrat, so rasch und gründlich über die Sinnlosigkeit romantischer Rausche, über die Gefahren des Selbstbetruges und den Fluch des Widerspruches zwischen Wollen und Können aufgeklärt worden wie im September 1939 die polnische Nation. Die Männer, die ihr vor einem Jahr die Liebe zum gefährlichen Wagnis predigten, stehen heute über den Gräbern von Abertausenden, über dem Grab aller polnischen Träume und weitsehenden Weltmachtpläne. An ihnen allen hat sich das Wort bewahrheitet, das Pilsudski selbst zur Devise seines militärischen und staatsmännischen Wollen machte, der Protest Napoleons gegen die Spiegelstecherei funkelnder Begriffe und bestechender Tagesparolen: „Mais c'est la necessité des choses, Messieurs, qui commande!“

Otto Weber=Krohle

Polen – Die Geschichte einer Katastrophe, Die Legende einer Größe

Die ganze Geschichte des Mittelalters ist nur zu verstehen unter dem Gesichtspunkt des Lehens. Man hat das Lehen vielfach als einen nur privatrechtlichen Vorgang auffassen wollen und auch auf den ersten Anschein bestätigt jeder Lehenbrief diese Annahme. Der Lehengeber, mochte er nun Kaiser und König oder Papst und Bischof oder nur ein kleinerer Grundherr sein, der einen Ministerialen belehnte, vergab das Landlehen, das Benefizium gegen die Zusicherung der ihm im Kriegsdienste zu leistenden Vasallität. Benefizium und Vasallität bedingten sich also wechselseitig und stellten zweifellos eine Art Rechtsgeschäft dar. Aber den Hintergrund all dieser mittelalterlichen Geschäfte bildeten religiöse Überzeugungen. Der mittelalterliche Mensch sah über jedem Lehengeber den Nächsthöheren, — er hatte dabei die *ordo* der mittelalterlichen Kirchenlehre vor Augen. Wenn es auch im frühen und späteren Mittelalter viele Fälle von unehrlich gemeinten Lehenversprechen gegeben haben mag, so beweist das nichts gegen die Tatsache, daß das Vasallitätsversprechen während des ganzen Mittelalters ein außerordentliches Gewicht besaß.

Wir haben darum die Tatsache, daß die ersten historisch überlieferten Polenkönige, wie der König Mieszko aus dem 10. Jahrhundert ihr Reich von dem Römischen Kaiser deutscher Nation zu Lehen nahmen, im Lichte von großer Bedeutung zu sehen. Ohne die Hilfe der Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause ist der Anfang polnischer Geschichtsbildung gar nicht zu denken. Besonders weit geht in dieser Hilfeleistung Kaiser Otto III., als er im Jahre 1000 das selbständige Erzbistum Gnesen und damit den ersten festen Mittelpunkt einer polnischen Reichsbildung schuf. Indem er Gnesen

aus der Suprematie von Magdeburg löste, förderte der Kaiser die autonomen Tendenzen des polnischen Reiches, die sich dann auch bald genug gegen das deutsch-römische Reich richteten. Aber noch mehrfach, zuletzt unter Friedrich Barbarossa, dem großen staufischen Kaiser, erkannten die polnischen Piastherzöge, die im allgemeinen zu Unrecht als Könige angesehen werden, die Lehenshoheit der deutsch-römischen Krone an.

Es wäre irrig, diese polnischen Fürstenhäuser — an wirklich maßgeblichen gab es bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts nur noch eins, die Piasten, das in verschiedenen Linien existierte — als einen naturgegebenen Gegensatz zu den deutschen Fürstengeschlechtern aufzufassen. Diese Piasten haben, ähnlich wie die böhmischen Přemysliden, so vielfach in deutsche Königsfamilien hineingeheiratet, — um dadurch etwas von deren Ruhm und Glanz zu erben — daß sie allmählich viel mehr deutsches als polnisches Blut in ihren Adern haben. Besonders gilt das von den schlesischen Linien dieses weitverzweigten Hauses. Als im Jahre 1241 der große Mongolensturm Batu-Khans ganz Osteuropa in seinen Fugen erschütterte, war es Herzog Heinrich der Fromme aus der Piastelinie von Liegnitz, der dem Heidenfürsten entgegentrat und seinen Angriff zum Stehen brachte. Der Herzog, übrigens der Sohn einer staufischen Mutter, ließ dabei sein Leben; seine Tat ist von größter Bedeutung für alle Zeiten geblieben.

Die große Zeitenwende, als die wir die Mitte des 13. Jahrhunderts ansehen müssen, ging auch an dem polnischen Reich und den ihm mehr oder minder eng zugehörnden piastischen Nebenfürstentümern nicht spurlos vorüber. Zwar machte sich der gewaltige Umbruch der aristotelisch beeinflussten Philosophie, die

nun im Rahmen der thomistischen Scholastik die alten frommen Gedanken des augustininischen Gottesreichs verdrängte, dort nicht so rasch bemerkbar wie etwa auf italienischem oder oberdeutschem Boden. Aber die Stärkung der autonomen fürstlichen Gewalt, die das ganze 13. Jahrhundert und das 14. bis zur Goldenen Bulle von 1356 kennzeichnet, vollzog sich auch im polnischen Raum. Vielleicht hat der Piast von Masovien, Herzog Konrad, nicht nur die ihm als christlichem Fürsten am Herzen liegende Heidenmission im benachbarten Preußenlande, sondern auch die Machterweiterung des Piastentums im Auge gehabt, als er den Orden der Brüder vom Deutschen Hause zu Jerusalem nach Preußen rief. Es würde über den Rahmen dieser Studie hinausgehen, wollten wir die oft und oft behandelte Ordensgeschichte hier auch noch einbeziehen. Soviel bleibt feststehend, daß die Konstituierung der Ordensmacht, wie sie während des 13. Jahrhunderts nach 50jährigen Kämpfen erfolgte, nicht etwa zu einem Gegensatz zwischen ihr und den Piastentümern an sich geführt hat.

Erst seit der Jahrhundertwende treten solche Gegensätze auf und werden wiederholt auch mit den Waffen ausgetragen. Der Kampf geht zum Teil um Danzig und die Weichselmündungen. Zu einem Teil ergibt er sich auch daraus, daß Polen schon jetzt beginnt, unter Führung der bedeutendsten seiner piastischen Fürsten eine nationale Zusammenfassung durchzuführen: Aber eben dieser Piast, Kasimir der Große, ist klug genug, Vorteile und Nachteile gegeneinander abzuwägen. Der von ihm im Jahre 1343 geschlossene Kalischer Friede, den er im Namen des polnischen Reiches außer der eigenen Unterschrift auch noch vom polnischen Klerus und durch Vertreter der Stände unterschreiben läßt, verzichtet „ewig und für alle Zeiten“ auf ganz Pommerellen und spricht es dem Orden zu. Kasimir hat dann noch länger als ein Menschenalter deutsche Kolonisten nach Polen gezogen und das mit großem Erfolg. Man trägt Eulen nach Athen, wenn man darauf hinweisen will, daß fast alle polnischen Städte zu deutschem Recht gegründet worden

sind. Hätte das piastische Haupthaus sich noch über König Kasimir hinaus fortgesetzt oder wäre es möglich gewesen, nach seinem Tode (1370) eine der piastischen Nebenlinien zur Nachfolge zu bringen, so mochte dieser Prozeß der inneren Eindeutigung Polens unter einem ebenfalls großenteils deutschen Fürstenhause sich noch lange und erfolgreich fortgesetzt haben. Aber man soll in der Geschichte keine hypothetischen Fragen an die Vergangenheit stellen.

Die Krone fiel an den König von Ungarn, Ludwig, aus dem französischen Hause Anjou, dann an dessen Tochter Hedwig, die 1380 den Großfürsten von Litauen, Jagiel, heiratete. Es hatte mehrere Versuche gegeben, Hedwig oder auch ihre ältere Schwester Maria mit deutschen Fürsten zu verheiraten, aber diesen Versuchen widerstand der schon damals einflußreiche polnische Adel. Es ist bekannt, wie der Jagiellone den Erbhaß seines Hauses gegen den Orden auf die Polen übertrug, wie er dann als Wladislaw II. Jagiellonczik polnischer König wurde und 1410 bei Tannenberg dem Orden jene vernichtende Niederlage beibrachte, von der dieser sich nie wieder erholt hat. Es ist auch bekannt, wie sich der Gegensatz zwischen dem jagiellonischen Polen und dem Orden nun immer weiter vertiefte, bis endlich im II. Thorner Frieden von 1466 die feierlichen Zusagen des Kalischer Friedens ungeschehen gemacht und außer den pommerellischen Gebieten noch viele andere an Polen gegeben wurden: auch das nun exzempt gesprochene Bistum Ermland konnte mittelbar dazu gerechnet werden.

Das „Palatinat Pommerellen“ wurde allerdings dem polnischen Staatsverband nur ziemlich locker einverleibt und eben dieser Tatbestand erfordert jetzt unsere Aufmerksamkeit. Auf der Karte verfolgt sich die erfolgreiche genealogische Politik des jagiellonischen Hauses im 15. und 16. Jahrhundert sehr lebendig und eindrucksvoll. Der Bedeutendste unter den Söhnen Wladislaws II. Jagiellonczik, Kasimir IV. Jagiellonczik, derselbe, dessen Unterschrift auch unter der Thorner Akte von 1466 steht, war ein Meister in der Kunst, seine Kinder und Enkel zu verheiraten. Eine seiner Töchter heiratete

in das hohenzollernsche Haus fränkischer Linie, von seinen Söhnen wurde einer König von Böhmen, der andere König von Ungarn. Es kam aber nicht zu einer engeren Union dieser Gebiete mit dem polnischen Reich. Auch Litauen blieb ihm nur in Personalunion verbunden. Abgesehen davon, daß die großen Länder und Palatinate, die von den Jagiellonen zusammengeheiratet waren, immer nur in ganz lockerem Zusammenhang mit der Krakauer Krone blieben, bestand das eigentliche polnische Reich selbst auch nur aus mehr oder minder fragwürdigen föderativen Zusammenhängen. Die Wahlrechte lagen in Polen allein beim Adel, aber dieser hatte eine durchaus andere Entwicklung genommen als dies etwa bei den Edelfreien oder den ministerial aufgekommene Geschlechtern in Deutschland der Fall war. Es gab im 16. und 17. Jahrhundert mehrere Hunderttausend von sog. Schlachtizen, denen kaum hundert große Magnatenfamilien gegenüberstanden. Da auf den polnischen Reichstagen jeder Schlachtiz stimmberechtigt war, nahm der Hochadel davon meist eine größere Zahl in Dienst, wo sie als Verwalter und Diener, als Kutscher und Jäger, oft aber auch nur als Knechte Verwendung fanden. Die großen Familien regierten auf ihren Latifundien unumschränkt. Unter- und gegeneinander bildeten sie auf den Reichstagen Adelsparteien, sog. Conföderationen. Sobald es um gemeinsame Privilegien ging, setzten die Stände gegenüber dem jagiellonischen Hause von Zeit zu Zeit Konstitutionen durch, in denen die Rechte des Adels erweitert wurden. Es würde zu weit führen, diese Konstitutionen hier näher daraufhin zu untersuchen, welche von ihnen dem hohen, welche dem niederen Adel dienten. Alle miteinander dienten der Beschränkung der Staatsgewalt.

Der letzte Jagiellonenkönig Sigismund II. August (1547—1572) durch seine wahrscheinlich von polnischen Notabeln ermordete Gattin Bona Sforza mit Kaiser Karl V. verbunden, war hinsichtlich seines politischen Einflusses nahezu vollkommen machtlos. In seinen letzten Regierungsjahren wurden, 1569, Pommern und Litauen förmlich in Polen einverleibt, ohne daß dadurch die innere

Festigkeit Polens im mindesten gehoben wäre. Die Legende von der glänzenden Epoche des jagiellonischen Reiches hält einer objektiven historischen Beobachtung nicht stand. Es endete nahezu in Selbstauflösung und das zu derselben Zeit, in der sich überall sonst in Europa das Landesfürstentum festigte.

Der nach einigen Intermezzi nachfolgende König Stefan Bathory, seiner Herkunft und Neigung nach zunächst ungarischer, dann erst polnischer König, persönlich ein berühmter Kriegsheld, vermochte den Zerfall des Staates nur aufzuhalten. Ihm folgte die katholische Linie des schwedischen Hauses Wasa auf den Thron von Polen, das nun ganz in den Bannkreis der Gegenreformation einbezogen wurde, während noch der letzte Jagiellone mit der Reformation geliebäugelt und den Gedanken einer religiösen Parität ins Auge gefaßt hatte. — Der erste dieser polnischen Wasa, Sigismund III., brachte durch Kriege gegen seinen schwedischen Vetter Karl X. das Land an den Rand des Abgrunds. Seine Nachfolger Wladislaw IV. und Johann Kasimir haben vielleicht insofern ein Verdienst um Polen, als sie vielfach Deutsche als Ratgeber hatten, die das kulturelle Leben wieder etwas erneuerten und Polen gegenüber der Kosakengefahr, den Sapotogern, mehrfach erfolgreich einsetzen konnten. Die letzten Jahre Johann Kasimirs, deselben, der dem Großen Kurfürsten zweimal: 1656 in Wehlau und 1660 in Oliva, die Souveränität über das Herzogtum Preußen zugestand, das seit 1522 in sehr lockerem Lebensverhältnis zur polnischen Krone, nicht zum polnischen Reich gestanden hatte, verhüllten kaum noch die allgemeine Anarchie. Resigniert dankte der letzte Wasa 1668 ab. Streng gesprochen, war Polen abermals zusammengebrochen.

Die neue Besetzung der polnischen Krone geschah hauptsächlich unter französischem Einfluß. Schon auf die Regierungen Wladislaw IV. und Johann Kasimirs hatten die französischen Staatsmänner Richelieu und Mazarin einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. So hatten die beiden Brüder Wladislaw und Johann Kasimir nacheinander die dem Ver-

sailler Hof sehr nahe stehende Prinzessin Luise Marie von Nevers-Gonzaga geheiratet. Die Wahl des Königs Jan Sobieski geschah ganz nach dem Willen Ludwigs XIV. und Mazarins, aber sehr zum Mißvergnügen einer oppositionellen Adelspartei. Um den neuen König fest an Frankreich zu ketten, hatte man bedeutende verwandtschaftliche Beziehungen zur Verfügung; seine Tochter heiratete den Dauphin, er selbst eine bourbonische Prinzessin. Als Persönlichkeit genommen, war Sobieski, von dem die polnische Geschichtsschreibung so viel Rühmens macht, ein tapferer General, dessen Rolle bei der Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1682 jedoch vielfach übertrieben ist. Die vollkommene innere Zerfahrenheit Polens wurde unter ihm in keiner Weise behoben. Fortwährend hatte er mit dem Widerstand seiner Magnaten zu tun, von denen eine Partei, die Radziwill und Lubomierski, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg die polnische Krone anbot, eine andere Batocki und ihre Freunde, es lieber mit Habsburg hielt. — Endlich ging nach Sobieskis Tod um die Jahrhundertwende das Haus Sachsen-Wettin mit französischer Hilfe aus diesem Streit als Sieger hervor. August II., der Starke, war im Gegensatz zu dem brandenburgischen Hause damit einverstanden, katholischen Glauben anzunehmen, wenn er dafür König von Polen wurde. So war Polen durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch nichts als das Objekt fremder Machtpolitiker gewesen.

Die sächsische Herrschaft sollte für Polen noch verhängnisvoller werden als die der Wasa und der Wahlkönige. August der Starke regierte in Sachsen durch eine streng katholische Regierung, in Polen durch katholische Räte, die es fast ausnahmslos dem einheimischen Hochadel entzogen, nachdem dieser sich die Ernennung sächsischer Räte verboten hatte. Zu Beginn seiner Regierung geriet er mit dem König Karl XII. von Schweden in Konflikt und dieser rollte Polen binnen weniger Monate ungefähr ebenso auf wie das im 20. Jahrhundert die deutschen Truppen getan haben. Er setzte Stanislaus Leszczyński, den späteren Fürsten von Lothringen ein: August der Starke konnte sich denn abermals durchsetzen, als Karls XII.

wahnwitzige Kühnheit das schwedische Heer in die Katastrophe von Poltawa geführt hatte. Während seiner restlichen Regierungszeit hat August Warschau in einem weit höheren Maße, als es das je zuvor gewesen war, zum Mittelpunkt kulturellen Lebens gemacht. Die Rokokozeit entspricht der polnischen Auffassung von aristokratischem Leben, aber diese Kultur erhob sich, wie in Frankreich, über einem verelendeten Volkskörper. Sie konnte nicht von Dauer sein. Unter dem letzten polnischen Sachsenkönig, August III., lieferte sich das Land abermals der Anarchie aus. Der König konnte sich in keiner Weise durchsetzen; schon damals brachten die Kabinette von Wien und Petersburg den Gedanken einer Teilung Polens auf.

Ehe es dazu kam, ließ jedoch die Zarin Katharina die Große ihren abgedankten Liebhaber Stanislaus August Poniatowski zum König von Polen ernennen. Poniatowski war zu klug, um nicht zu sehen, wie die Russen ihn zur Marionette stampeln wollten, er war wiederum nicht klug genug, um zu erkennen, daß sein Staat keine Kraft zum inneren Widerstand mehr besaß. So erlebte er 1772 die erste, von Rußland angeregte, von Osterreich in der Zips eingeleitete Teilung, bei der Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn ungefähr dieselben pommerellischen Gebiete bekam, die einst das piastische Königstum im Frieden von Kalisch anno 1343 dem Deutschen Orden als unverlierbaren Anspruch zugestanden hatte. Die außerordentliche Schnelligkeit und Sicherheit, mit der Friedrich der Große diese Gebiete kolonisierte, bewies das ganze Ausmaß der polnischen Verjämmerung. Und in welchem Zustande hatte Friedrich das Land übernommen! Da gab es kaum eine Stadt, in der nicht bei einem Viertel der Häuser Dächer, Türen, Fenster fehlten, während der Mist in den Straßen sich mannshoch wölkte. Da gab es keine Chaussees, keine guten Brücken, keine Sicherheit auf den Straßen. Und doch war binnen einem guten Menschenalter dieses alles in Ordnung gebracht.

Die erste Teilung hatte gewirkt, wie wenn man aus einem morschen Haus ein Stück entfernt. Weit davon entfernt, nun im Unglück zusammenzustehen, zerfleichten

sich die Polen mehr denn je; sie brachten ihren letzten König zur Abdankung; sie lieferten den Mächten immer neue Handhabe zum Einschreiten, in der 2. und 3. Teilung Polens von 1793 und 1795 wurde der Staat ausgelöscht, der seit fast 300 Jahren vollkommen morbide gewesen und von einer Katastrophe zur anderen getaumelt war.

Im preussischen Anteil, zu dem nun außer Danzig auch Posen und die Provinz Südpreußen mit Warschau gehörten, wurde weit mehr geleistet, als das im allgemeinen bekanntgeworden ist. Friedrich Wilhelm II. war keine überragende Erscheinung, er war zweifellos der schwächste preussische König, er hat das Kolonisationswerk im preussisch-polnischen Osten mehrfach geschädigt, so z. B. wenn er Domänen ziemlich wahllos an Günstlinge verschenkte oder sich in die Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich hineinziehen ließ, ohne doch wirklich ernsthaft Krieg zu führen. Aber auch dieser König hatte noch eine Armee und eine Verwaltung zur Verfügung, wie es sie nicht zum zweiten Male gab. Die Armee war stark genug, um den tapfersten Mann der polnischen Geschichte, Kościuszko, zu schlagen. Die Verwaltung leistete vor allem unter Friedrich Wilhelm III, seit 1797, Außerordentliches. Niemals hat Warschau eine so geregelte Verwaltung erlebt, wie in diesem Jahrzehnt von 1797 bis 1806. Die Niederwerfung Preußens durch Napoleon unterbrach das Werk.

Der Korse, der ursprünglich wie alle revolutionären Franzosen, Sympathien für Polen gehabt hatte, belehrte sie bald eines Besseren. Obwohl ihm viele Polen nahestanden, vor allem die schöne Gräfin Walewska, — die ihm dann einen Sohn gebar, der ein halbes Jahrhundert später französischer Ministerpräsident wurde — und dann auch die Poniatowskis, — deren einer, Josef, es in dem kaiserlichen Heere bis zum Marschall brachte und als solcher bei Leipzig fiel —, hat der Kaiser doch Polen nur pro forma wiederhergestellt und zwar unter der sächsischen Krone. Der Kaiser mißtraute der Fähigkeit der Polen, ein eigenes Staatswesen zu bilden, denn „es blieb ein Unterschied, ob man für die Verwaltung oder für die Revolution

begabt ist.“ Das polnische Land wurde nun wieder, wie es das schon zu Zeiten Karls XII. und im Siebenjährigen Kriege geworden war, zum Aufmarschgebiet fremder Heere.

Der den Niederbruch Napoleons bestätigende Wiener Kongress gab Posen und Westpreußen wieder an die preussische Monarchie, wobei Posen freihin als besonderes Großherzogtum in den Verband der hohenzollernschen Staaten einverleibt wurde. Osterreich wurde in Besitz von Galizien bestätigt, wobei jedoch Krakau als freie Stadt außen verblieb. Das restliche Polen, das sogenannte „Kongresspolen“, wurde für einen selbständigen Staat in Personalunion mit der russischen Zarenkrone erklärt. — Diese Lösung mochte nicht in allen Teilen befriedigen, aber sie bemühte sich doch, den bisher hinsichtlich Polens gemachten historischen Erfahrungen gerecht zu werden. Alle drei Großmächte waren weit davon entfernt, mit Gewalt gegen die Polen vorzugehen. Im kaiserlichen Osterreich behandelte man sie wahrhaft brüderlich. Im Großherzogtum Posen wurde der mit einer preussischen Prinzessin, einer Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, verheiratete Fürst Anton Heinrich Radziwill, zum Statthalter ernannt. Die Radziwill waren, vielleicht weil sie sich schon im 17. Jahrhundert mit den Hohenzollern verschwägert hatten, die einzige wirklich aufrichtig preußenfreundliche Familie unter den großen Geschlechtern Polens; sie haben ihre Position erst nach dem Weltkrieg des 20. Jahrhunderts aufgegeben. Im eigentlichen Kongresspolen regierte der älteste Sohn des polenfreundlichen Zaren Alexander I., Nikolai, derselbe, der dann später auf den Thron verzichtete; er war „polnischer, als die meisten Polen“. Schon das Jahr 1830 lieferte den Beweis, daß mit Milde und Freundlichkeit in Polen nicht zu regieren war. Es kam in Posen wie in Kongresspolen zu schweren Aufständen. Anton Heinrich Radziwill sah sich von seinen Vettern verraten und trat zurück; Großfürst Nikolai mußte aus Warschau flüchten. Zar Nikolai I. ließ die kongresspolnische Verfassung aufheben und das Land mit eiserner Strenge unterwerfen; in Preußen begnügte man sich damit, Posen als Provinz einzuver-

leiben und es durch den sehr fähigen Oberpräsidenten v. Flottwell regieren zu lassen.

Von nun an suchten die Polen ihren Vorteil in der engen Verbindung mit der Nationalitätenfrage. Sie, die immer und immer wieder ihre Unfähigkeit zur Staatsbildung gezeigt hatten, wurden nun sozusagen die Meister auf dem Gebiete der internationalen Demagogie. Im Jahre 1846 sah die österreichische Regierung sich gezwungen, die Selbständigkeit von Krakau aufzuheben. 1848 mußte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erleben, daß die Führer des Aufstandes, der ihm fast die Krone gekostet hätte, zumeist Polen waren, wie jener Mieroslawski, der nacheinander in Posen, in Berlin und dann noch in Baden die Aufständischen führte. Leider hat die preußische Regierung auch späterhin nur mehr halbe Maßnahmen in Posen durchzuführen gewagt. Es kam hinzu, daß die Industrialisierung des deutschen Westens dazu führte, das Posensche Polentum erheblich zu stärken. Als im Jahre 1863 der große Aufstand gegen das zaristische Rußland in Polen ausbrach, hat Bismarck das radikale Mittel der Alvenslebenschens Militärkonvention angewandt, um dem Übel abzuhelpfen. Bismarck war der Ansicht, daß man mit dem polnischen Bauern, der oft ein guter preußischer Soldat und Untertan gewesen sei, nur dann ins Reine kommen könne, wenn man die polnische Oberschicht, vor allem den Klerus und die Advokaten des Landes, bekämpfte. Leider hat der große Staatsmann seine Regierungsvorlagen zur Bekämpfung des Polentums und zur Neuansiedlung des Deutschtums erst eingebracht, als es eigentlich schon zu spät war. Seine bedeutendsten Worte über Polen sprach er erst in der „Barziner Rede“ von 1893 aus, in demselben Jahre, in dem das Schicksal der Militärvorlage des Deutschen Reiches bereits von der kleinen polnischen Faktion bestimmt wurde, die dort das Zünglein an der Wage bildete. Es war dies auch dasselbe Jahr, in dem der Hauptagitator des nicht von Bismarck, sondern vom polnischen Klerus eingeleiteten „Kulturkampfes“, Ledochowski zum Erzbischof von Gnesen ernannt, vom Kaiser empfangen, und nach einem Wort des Botschafters von Schweinitz, wie ein sieg-

reicher Heerführer durch Berlin geleitet wurde.

Es würde den Rahmen unseres Themas überschreiten, wenn wir an dieser Stelle noch des näheren auf die Geschichte der polnischen Bewegung bis zur Novemberrevolution eingehen wollten. Das Polentum bewies auch darin, daß ihm agitatorische Geschicklichkeit in demselben Maße zu eigen war, wie ihm wirklich schöpferische Kräfte in politischer und kultureller Hinsicht, hier allerdings abgesehen vom musikalischen Gebiet, fehlten. Es mag hier angebracht sein, auszusagen, daß auch die polnische Literatur, abgesehen von zwei bedeutenden Ausnahmen, Mickiewicz und Reymont, von zweiter Hand gelebt hat. Wenn aber ein Volk den Anspruch auf staatliche Eigenständigkeit geltend machen will, dann muß es imstande sein, Leistungen im kulturellen Leben von solchem Ausmaß und solcher Tiefe hervorzubringen, daß dies alle anderen Gebiete seines öffentlichen Lebens beeinflusst und sogar nährt.

Als Polen, dank der Verbindungen, die seine Emigranten schon 1916 in Amerika hergestellt hatten, dank der Schwäche der deutschen Novembermänner, dank des kurzfristigen Fanatismus der „Friedensleute“ von Versailles 1919/20 abermals ein selbständiger Staat wurde, da lebte es auf allen Gebieten, auf kulturellem, wirtschaftlichem, militärischem usw., von der Anleihe bei fremden Völkern. Es befand sich, obwohl ihm kräftiger geholfen wurde, als je zuvor in seiner Geschichte, schon um das Jahr 1926 wieder am Rande des Ruins. Es trat da wieder jene existenzielle Krise in Erscheinung, die niemals in den Umständen, etwa der Lage des Landes, sondern stets in dem Charakter seines Volkes begründet gewesen ist.

Es ist richtig, daß damals, als wieder, wie 1915 und 1920 die Kugeln über die Weichselbrücken pfliffen, Pilsudski den Polen als Retter aus der Not erstand. Aber auch hinsichtlich dieses Namens hat die moderne Geschichtsschreibung eine Neigung zum Legendären bewiesen. Zweifellos war der Marschall nüchterner auch Deutschland gegenüber, als die meisten seiner Landsleute. Aber niemals war er ein wirklicher Deutschenfreund; er

kannte seine polnischen Landsleute und ihre Schwächen genau und kannte auch die Deutschen, denen er darum nicht grundsätzlich feindlich gegenüberstand. Im übrigen war er skrupellos und unbeständig; das hat seine Rolle während des Krieges, das hat auch sein Kampf gegen die Opposition bewiesen. In seinen letzten Lebensjahren an schwerem Verfolgungswahn leidend, hat er, — auch das ist typisch polnisch — einen großen Teil seines Wertes selbst wieder in Frage gestellt. Zu einem wirklich großen Mann fehlte ihm viel. Die Pilsudski-Legende ist in noch höherem Maße irreführend als die Legende Kosciuszkos oder der Jagiellonen.

Es ist uns allen unvergeßlich, wie rasch der polnische Staat sich unter Pilsudskis Nachfolgern zugrunderichtete. Das Versagen der militärischen Führung, vor allem der Armeeeoberbefehlshaber von Posen und Warschau, und das der politischen Führung, vor allem des Außenministers und des Staatspräsidenten, geben einander nichts nach. Wieder wurde das Land, wie schon 1600/36, 1656/58, 1703/08, 1757/63, 1793/95, 1805/12, 1830/32, 1848, 1863, 1915/19, 1920, zum Operationsgebiet fremder Heere. Es wiederholte sich die allgemeine Krise, die wir geradezu als den Ur- und Ausgangszustand der polnischen Geschichte ansehen können.

Es bleibt jetzt also nur die Folgerung zu ziehen: Polen vor den labilen innerpolitischen Zuständen zu bewahren, die sich an seine Niederbrüche regelmäßig angeschlossen. Das erfordert Erziehung zur absoluten Disziplin und es gibt Zeiten und Situationen, in denen dann die rasch zugreifende Härte unentbehrlich ist. Es ist immerhin ein gewaltiger Unterschied zwischen der mit einem Todesurteil endenden Sitzung eines ordentlichen deutschen Sondergerichts und dem blindwütigen Toben des polnischen Mobs, wie es sich in Westpolen in den Septembermorden gezeigt hat. Die Geschichte beweist, daß Deutschland, sowohl dem Rechtstitel wie dem Recht der Leistung nach einem weit besseren und älteren Anspruch auf Westpreußen und Posen besitzt als Polen selbst. Wenn das Deutsche Reich daher jetzt daran geht, diese Gebiete planmäßig einzudeutschen,

so sichert es mit diesem Vorgehen nicht nur sich selbst, sondern es beseitigt zugleich einen der gefährlichsten Bazillenherde von ganz Europa.

Es ist eine Lüge der Emigrantenpresse, daß Deutschland beabsichtige, den unpolitischen polnischen Bauern zum Objekt seiner Gewalt zu machen. Ihm wird Land genug bleiben, um zu säen und zu ernten, zu leben und zu arbeiten und dies zum ersten Male ohne den furchtbaren Druck des auf ihm lastenden und alle Profite beschlagnahmenden polnischen Judentums. Die ganze Größe der Umstellung, die in dem Polen diesseits und jenseits der alten Reichsgrenzen beginnt, wird viel weniger durch die Fragen der Gegenwart als durch die geschichtliche Erkenntnis aus einer Zeitspanne von mehr als tausend Jahren bestimmt. Und diese Erkenntnis lautet, auf eine einfache Formel gebracht:

Ein wirklicher Staat, im historischen Sinne des Wortes, ist Polen nur einmal gewesen, nämlich im Mittelalter zu piastischer Zeit, unter Kasimir dem Großen, der sein Werk vorwiegend auf Deutsche gestützt hatte. Eine Machtstellung aus eigener Kraft hat es auch unter den Jagiellonen nur kurze Zeit behaupten können, da die Stärke der Trägerstellung Wladislaw II. Jagiello schon sehr bald nach der Tannenberger Schlacht durch Zerrwürfnisse mit seinen litauischen Verwandten in Frage gestellt wurde; am stärksten standen die Jagiellonen unter Kasimir IV. unmittelbar nach dem zweiten Thorner Frieden da, aber kaum ein halbes Menschenalter später hatten sie sich durch abermalige Konzessionen an die Stände um ihre eigentliche Macht gebracht.

Später war Polen, durch eigene Schuld, immer ein Spielball der Nationen. Es erlebte seine erste große Katastrophe eigentlich schon in der Abdankung des letzten Wasakönigs Johann Kasimir, 1668, nachdem es kurz zuvor durch die Friedensschlüsse von Oliva seinen außenpolitischen Kredit eingebüßt hatte. Eine weitere Katastrophe geschah in dem durch Karl XII. von Schweden verursachten Zusammenbruch im Jahre 1706. Wer sehr streng urteilt, kann auch das Jahr 1542, in dem die Jagiellonen ihre Herrschaft endeten und man lange Zeit keinen

geeigneten Nachfolger finden konnte, als einen Zusammenbruch betrachten. Für die vier polnischen Teilungen von 1772, 1792, 1795 und 1815 ist weiter kein Wort zu verlieren. Es ist also festzustellen, daß die ganze polnische Geschichte seit dem Mittelalter nur aus Niederbrüchen oder aus dem Versuch, sie hinzuhalten und zu prolongieren, bestand. Darum ist auch kein Grund vorhanden, in der fünften Teilung des Jahres 1939 etwas anderes als einen ganz folgerichtigen Vorgang zu sehen. Unsere Aufgabe wird es nur sein, dafür zu sorgen, daß sich, dem Befehl des Füh-

rens folgend, die verzahnte Volksraumverteilung im deutsch-polnischen Grenzsaum zu einer klaren Scheidungslinie entwickelt. Der Arbeiter an Raum und Werk wird diesen Raum bestimmen, und nicht der Irredentist. Je stärker die innere deutsche Stellung in Westpreußen und Posen gebaut, je entschlossener sie in Angriff genommen, je tapferer sie verteidigt, je gerechter sie regiert wird, desto größer ist die Gewißheit, daß der gefährlichste Anruheherd Europas endgültig aus dem Geschichtsbild des Abendlandes verschwindet.

Ostdeutscher Erzählerwettbewerb des „Deutschen im Osten“

Als die Schriftleitung des „Deutschen im Osten“ in Zusammenarbeit mit der Schriftleitung des „Danziger Vorposten“ den ostdeutschen Erzähler-Wettbewerb ausschrieb, gingen beide von der Absicht aus, die in Westpreußen, dem Warthegau, Schlesien und Ostpreußen schlummernden unbekannteren Kräfte dichterischer Gestaltung zu einem neuen, ihrer Heimat besonders nahestehenden Schaffen anzuregen. Wir können heute schon bei Sichtung des gesamten Materials fest-

stellen, daß dieser Ruf allenthalben gehört worden ist und ihm aus den Kreisen der ostdeutschen Schriftsteller außerordentlich zahlreiche Folge geleistet wurde.

Bei der Schriftleitung des „Deutschen im Osten“ gingen bis zum Einsendeschluß bereits über einhundert Manuskripte ein, die augenblicklich durch eine Reihe von Lektoren in eifriger Arbeit geprüft werden. Mit einer Veröffentlichung der Preisträger ist bekanntlich gegen Mitte April zu rechnen.

Das Kunstschaffen im obererschlesischen Raume

Dort, wo unterirdische Kräfte die Schätze der Tiefe zusammenrafften, wo unheimliche Schicksale Grenzen durch die Herzen der Menschen ziehen wollten, wo schwärende Halben das vulkanische Toben des einst so unruhigen Erdschoßes in die Gegenwart heben möchten, wo Hochöfen mit feurigen Zungen an der Dunkelheit der Nächte schlecken, wo in die Erde ein Irrgang von Stollen getrieben worden ist und wo das Blut der Grenzlandmenschen durch ständige Gefahr sich röter erhitzen mußte als anderswo, wird auch die Kunst trächtiger sein der Leidenschaft, drängender im Gefüge der Handlung, besessener von der Macht der Sinnlichkeit, energischer im Ausdruck, derber in den Bildern, überraschender in den Melodien, schneller im Wuchs, verwehender in der Sehnsucht, kindhafter in der Freude am Schaubaren und dringlicher im Ruf nach Licht, Freiheit und Ehre.

So drängt sich der obererschlesische Künstler mit der beschwörenden und vulkanisch eifernden Seele seines Landes, die aber auch die Gnade des unberührten Wald-erlebnisses, das turmhohe Sehnen seiner Berge und das besinnliche Klingen der weiten Ebene in sich trägt, als feierlicher Vierklang auf die Steinkanzel des Annaberges, um von diesem Ehrenmal heimatlicher Treue und Liebe zu Rufern und Kündern des deutschen Ostens zu werden, ganz gleich ob mit dem gemeißelten Willensausdruck der Plastiker, in der ballenden Farbensprache des Malers, mit Tonpredigten der Musiker oder dem Blutwort des Dichters.

Die Herzkammer des deutschen Kulturschaffens in Oberschlesien liegt wohl in den herrlichen Bauten, die mit Inbrunst unser völkisches Bewußtsein aus der Vergangenheit in die Zukunft türmen. Man braucht nur vor der Reifer Jakobuskirche — wohl der bedeutendsten gotischen Hallenkirche des deutschen Ostens — zu stehen, dann geht es durch einen hindurch, weil ja selbst das Stoffliche die Schwere vergessen hat und an ihre Stelle das schier pflanzliche Streben nach

Wärme, Leben und Licht gesetzt worden ist, aber als Gebet, Geist und Vision. Vor allem am Turm tönt jeder Stein, daß man das Zeitliche vergessen muß. Auch wenn man sich von der barocken Pracht der beiden anderen Kirchen Reizes überhängen oder von der Renaissance des großen Rathhausturmes erfreuen läßt, so braucht man für ähnliche Bilder keine neidische Fernsicht mehr. Dazu stehen überall im Lande viele romantische und gotische Dorfkirchen sowie schlichte barocke Landschlösser, die von der alten Deutschkultur unverbrüchliches Zeugnis ablegen und den Beweis erbringen, daß nicht allein in den Städten der deutsche Baumeister am Werke war.

Allenthalben sind jedoch in den Städten bauliche Schönheiten zu sehen: in Oppeln, das an das Florenzer Ratsgebäude angelehnte Stadthaus, in Gleiwitz die um 1200 begonnene gotische Allerheiligenkirche mit klaren, einfachen Formen in Backsteinbau, der für die gotische Architektur von Nord- und Ostdeutschland kennzeichnend ist, in Tost die Ruine der Renaissanceburg der Grafen Colonna, in Beuthen die durch abgewogene Maßverhältnisse sich auszeichnende und wichtig gebaute gotische Marienkirche, in Pitschen die malerische, fast lückenlos erhaltene Stadtmauer, in Karlsruhe das Schloß mit einzigartigen Kofokanlagen, in Ottmachau die mit reicher Holzschnitzerei ausgestattete Barockkirche und die in Renaissance erbaute Burg. Auch in den übrigen obererschlesischen Städten — ob in Patyschau, Proskau, Ratibor, Leobschütz, Neustadt, Oberglogau, Kreuzburg, Rosenberg, Cosel und Guttentag — finden wir noch manch gute Denkmale provinzieller Bautätigkeit.

Besonders ist das Hervortreten Oberschlesiens in zwei kulturgeschichtlich wichtigen Strömungen deutlich. Erstmals in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, da auch im nachbarlichen Krakau der deutsche Meister Veit Stofz seinen berühmten Marienaltar schuf, und hernach, als nach dem Dreißigjährigen

Kriege hier eine frühbarocke Schnitzkunst ureigener Prägung erblühte. Für Oberschlesien besonders kennzeichnend ist ferner der schnelle Wechsel vom romanischen zum gotischen Stil, wie er sich meinethalben in der Cuppa eines Taufsteines aus Schönkirch bei Proskau aus dem Jahre 1280 ausweist. Ähnlich ist die Stilmischung bei der herrlichen Madonna aus Falkendorf bei Oppeln, die zugleich eines der ältesten Holzbildwerke Oberschlesiens ist. Sehr spät wurde auch bei uns die Gotik abgelöst, so spät, daß sich in manchem Werk ein seltsames Zusammenklingen spätgotischer und frühbarocker Ausdrucksformen bemerkbar macht.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts überwiegt neben der Baukunst die Plastik. Dann vermag sich erst die Malerei in den Vordergrund zu schieben und damit eine neue Zeitspanne in der ober-schlesischen Kunstentwicklung einzuleiten. Daneben wurden aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zwei Bildhauer bekannt, die in engem Zusammenhang mit der heimischen Kunst des Eisengusses stehen und die zugleich in der gesamt-deutschen Kunst einen guten Platz einnehmen: August Riß und Theodor Ralide. Einer der bedeutendsten Bildhauer der Gegenwart ist der 1935 viel zu früh verstorbene Thomas Myrtek, der auch als Schöpfer zahlreicher, von wuchtiger Stärke erfüllter Bauplastiken sich einen Namen zu machen wußte. Bau- und Denkmalplastiker von Wichtigkeit ist gleichfalls der längst in Oberschlesien heimisch gewordene Hanns Breitenbach. Figurengruppen von großer Kühnheit schafft Ondrusch, während Walter Tuckermann seine Plastiken feinnerviger gestaltet. Julius Hoffmanns Stärke liegt in seinen idealisierten Bildnissen berühmter Oberschlesier. Daneben stehen die rasch erfaßten, durchbluteten Porträts eines Gottfried Mücke und die Reliefs und Figuren in Eisenkunstguß eines Peter Lipp.

Zur bodenständigen Malerei der Gegenwart¹⁾ ist vielleicht am leichtesten der Weg über Boshenek zu finden, der nach seiner Italiensfahrt Figurenkompositionen

mythologischen Inhalts schuf. Auch der hell sinnige und weitgereiste Landschaftler Adolf Bönisch (gest. 1887) — mehrere Jahre Mitglied der Berliner Akademie der Künste — steht an der Schwelle neuzeitlichen Schaffens, das sich in Oberschlesien vielversprechend auswirkt. Bevor wir aber vom Werk der Jungen sprechen, müssen wir noch des Malers Theodor Blätterbauer gedenken, der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zahlreiche zartgezeichnete Ansichten ober-schlesischer Dörfer und Städte geschaffen hatte. In lebendigem Zusammenhang mit unserer Gegenwart stehen zahlreiche junge Maler: so pflegten Miesliwieh, Schoerner, Skubella und Denke das monumentale Fresko; Mag Ddoy ist Landschaftler und Porträtist von virtuoser Technik und Alfred Broll sieht heimische Landschaft und ansässiges Werk-schaffen mit klarem Blick. Die Schönheiten der ober-schlesischen Gebirgsdecke weiß vor allem Bernhard Hönig auf die Leinwand zu bannen, während Gerhard Neumann mit großzügig gemalten Landschaften des Industriewinkels zu erfreuen weiß. Einer der temperamentvollsten Maler unseres Grenzlandes ist wohl Prof. Schmialek, der auch mit inhaltstarken Holzschnittreihen ober-schlesischer Menschen zu überraschen wußte. Zum bodenständigen Schilderer des Bauern wurde Richard Karger. Ein beachtlicher Landschaftler mit romantischem Einschlag ist Erich Zabel, dagegen zeichnet sich Georg Nerlich durch eine Vornehmheit der Farbstimmungen seiner Gemälde aus. Indessen wird von Josef Sezczes, Hilde Halsar, Artur Mirau und Martin Pautsch besonders das eine flotte Pinsel-führung liebende Aquarell gepflegt.

Zu einer bewunderungswerten We-sensstärke des ober-schlesischen Menschen ist immer stetiger die Liebe zur Musik gewachsen. Von einer volksbreiten Sangesfreudigkeit gefordert, weiß das Musikantenherz Oberschlesiens immer neue Volkslieder zu erfinden und darüber hinaus auch die große musikalische Dichtung. Bereits das Mittelalter vermochte unvergessene Tongedichte aus der ober-schlesischen Erde zu singen: gemeint sind

¹⁾ Vergl. den Beitrag von Willy Heier in diesem Heft, S. 26.



Glockenturm von St. Jacob in Neisse

die des Himmelwitzer Musikerabtes Johann Nuciuss (gest. 1620), die des Neustädter Kirchenmusikers Matthäus Apelles von Löwenstein und eines Ditters von Dittersdorf mit seiner Oper „Doktor und Apotheker“. Daß die oberschlesische Erde die Lieder im Menschenherzen zu locken versteht, kann auch bewiesen werden mit den unvergeßlichen Freischütz-Melodien, die Carl Maria von Weber in den Karlsruher Waldungen geschenkt bekam. Selbst Beethoven und Liszt sind nicht ohne Beziehungen zu Oberschlesien geliebt. Und wenn wir wollen, dürfen wir den Tondichter der ewigen „Anvolendeten“ — Franz Schubert — zu den unsrigen zählen; denn man muß es gelten lassen, daß seine Ahnen aus dem Altvatergebiet stammen und sogar ins Oberschlesische hineingreifen. Erwähnt sei noch, daß der Thüringer Hermann Kirchner, der sein Lied vom Holderstrauch in alle Herzen sang, in Ratibor seine zweite Heimat fand. Dann schuf eine Reihe oberschlesischer Tondichter — die beinahe wie Überlieferung anmuten könnte — als Breslauer Domkapellmeister ihre großen und feierlichen Messen: Brosig, Fille, Cichy und nunmehr Blaschke. Man wird wohl sagen dürfen, daß es ähnlich wie in der Dichtung — die ungeheuren Spannungen des Grenzlanderlebnisses sein mögen, die vor allem in der jüngeren Zeit das große musikalische Gedicht zum Reifen treibt. Allerdings beginnt dieser machtvolle Auftrieb mit dem schicksalsschweren Lebenswege eines Richard Weß, dessen großes Schaffen zu allerlezt von seiner schlesischen Heimat begriffen worden ist. Erst als er 1935 heimging, wußte man, daß einer der größten Tondichter unserer Gegenwart nicht mehr lebte. Um ihn stehen aber noch Musiker, die gleich ihm zu singen wissen, eigenständig und gegenwartsverpflichtet: vor allem Gerhard Strecke, — der unverbrüchliche Freund und Mitstreiter von Richard Weß — Hermann Buchal, Fris Lubrich, Adolf Skorra, Karl Sczuka, Franz Kauf, Leo Rieslich, Hanns Klaus Langer, Georg Kluß, Günther Bialas, Alois Heiduczel und Franz Kalicinski.

Erst recht kann der oberschlesische Dichter nicht vorüber an den Bränden des Grenzlandlebens, an den Nöten des Vol-

kes und dem Auftrag dieser Erde, die ihn geboren hat. Gerade in Oberschlesien muß die Dichtung mehr sein als blitzblankes Wort und feierliches Durchschreiten eines Lebenswertes. Der dichterische Auftrag ist hier verpflichtender. Das Grenzland fordert den Schwur des Kämpfers, nicht nur den eines Faust und Hamlet, sondern vielleicht den eines Albert Leo Schlageter, der ja auch am Annaberg dabei war. Und es mag bezeichnend sein, daß bereits oberschlesische Dichter des Mittelalters, wenn auch heute in ihrem Werke historisch geworden, das Kämpfen lehrten, im 15. Jahrhundert der eifernde Prediger Nikolaus von Cosel, der die Gefahrenlage Schlesiens schon damals herausstellende Patschkauer Dichter Franz Faber aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert Scherffer von Scherffenstein aus Leobschütz mit seinem „Schlesisch Teutsch“. Selbst Joseph Freiherr von Eichendorff, dessen Gedichte aus den Waldgründen Oberschlesiens ewigen Atem erhalten haben, muß in „Dichter und ihre Gesellen“ bekennen: „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los. Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“ Und Gustav Freytag, in Kreuzburg geboren, kehrt wieder die kämpferische Notwendigkeit des Ostlandmenschen bewußter heraus, weshalb er auch als unbeirrbarer Deuter und Klünder deutscher Vergangenheit zu den Unvergessenen unseres starken Volkes gehört. Neben der strengen, meisterhaften Mahnung in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ tritt er auch mit der lichtereren Sprache seiner im Schlesischen wurzelnden Romane „Die Ahnen“ und „Soll und Haben“ für die Sendung des hiesigen Grenzvolkes. Ebenfalls war Gustav Freytags Zeitgenosse, Max Waldau, völlig seiner oberschlesischen Heimat verschworen, wie seine Romane, Novellen, Gedichte und Aphorismen über Zeitgeist und Deutschtumsverpflichtung dokumentarisch belegen. Arm war auch das 19. Jahrhundert nicht an oberschlesischen Sängern. Und als gar zum unglücklichen Weltkriegsende an den Grenzen Schlesiens gerüttelt wurde,



Rathaus in Oppeln

stellten sich die Dichter in die Reihen der Selbstschutzkämpfer, um das Wunder des deutschen Sieges in sonst wehrunfähiger Zeit bereiten zu helfen. Neben Robert Kurpiun, Bruno Urndt und Georg Langer, die schon vor dem großen Weltbrande im vordersten Gliede unserer geistigen Ostfront kämpften, stellten sich zahlreiche Jungkräfte in den Dienst des bedrohten ober-schlesischen Landes. Da hatte soeben der junge Alfons Hayduk seinen besinnlichen Legendenkranz um Franziskus („Der königliche Bettler“) gewunden, und da

verlangte sofort die Not seiner ober-schlesischen Erde hartkämpfende Strophen von ihm, die seinem Roman aus der Tatarenzzeit „Sturm über Schlesien“ (Verlag Langenscheidt jun., Berlin) vorausgingen, die Gedichte „Volk unterm Hammer“ und letztlich die „Annabergsjaga“. Und zu ihm stieß der Oppelner Dichter Hans Niekraviez, dessen „Strophen von heut“, seine „Kantate D S“, die „Bauern-gesänge“ und schließlich seine „Oderlieder“ so hämmernd, sprühend, tief empfunden und formficher gesungen sind, daß

sie für das Jahr 1937 mit dem „Schlesischen Literaturpreis“ ausgezeichnet werden konnten. Dabei ist es durchaus verständlich, daß gerade der musikhverliebte Oberschlesier so viel gültige Lyriker hervorbringen mußte, um den Auftrag ihrer Grenzlanderde zu künden: Rudolf Fisek, Gerhart Baron, Josef Wießalla, Leonhard Hora, Hugo Gnielezyk, Alfred Nowinski, Hubert Kobias, Hanns Gottschalk, Georg Hauptstock, Alfons Kalka, Wolfgang Wienzek und Alois Kosler sind Namen, hinter denen ein wachsendes Werk steht. In diesem Gesang ober-schlesischer Barden tönt das ebenso heimatbewußte Lied dichtender Frauen: Marie Klerlein, Gertrud Grabowski, Luise Meineck-Crull, Juliane Karwath, Hertha Pohl und Gertrud Ulich. Auch Willibald Köhler, der verdienstvolle ober-schlesische Russer und Ränder, schrieb sich erst als Lyriker mit seinem Gedichtband „Die Spiegelbrücke“ unter die Namen bester deutscher Dichter. Dazu geht er in mehreren Studien mit Karl Sczodrocz „dem Herausgeber der ostkulturtragenden Zeitschrift „Der Oberschlesier“ und der Jahrbücher „Aurora“, den Spuren Eichendorffs nach und schuf mit seiner „Sehnsucht ins Reich“ den neuen vorbildlichen Grenzlandroman. Unter den bewährten epischen Gestalten gegenwärtigen Schaffens darf ebenfalls nicht vorübergegangen werden an Alfred Hein mit seinem Kriegsroman „Eine Kompanie Soldaten“ und den feingeistigen Erzählungen, mit denen er seine Heimat glücklich zu beschenken weiß. Urwüchsig im Wort, bunt in den Farben, glutend in der Gestaltung weiß August Scholtis mit den Romanen „Ostwind“, „Baba und ihre Kinder“, „Jas, der Flieger“, sowie seiner jüngsten erzählenden Dichtung „Der Eisenhammer“ (Verlag Krüger) aufzurütteln und zu be-

geistern. Und wenn wir mit Josef Wießallas Romanen „Die Empörer“ und „Udyta“ (Hans v. Hugo Verlag, Berlin), mit Erich Hoinkis preisgekröntem Buche „Nacht in Flandern“, dem in diesen Tagen erschienenen Kattowit-Roman „Der große Janja“ (Korn-Verlag, Breslau) von A. Ulich, und nicht zuletzt mit dem erfolgreichen Dramatiker Walther Staniek den Reigen ober-schlesischer Dichtung abschließen wollen, so dürfen wir nicht vergessen — um nur Namen zu nennen — daß vor allem auch Paul Barsch und Philo vom Walde unvergessen für ihr Land weiter singen, wenn sie auch längst im erdigen Bette jener schlesischen Heimat ruhen, die noch viele Lieder zu verschenken hat.

Leider ist erst in den letzten Jahren die Gestalt der ober-schlesischen Kunst als Persönlichkeit sichtbar geworden, deren lauterer Ernst, deren gründiger Wille innerhalb des gesamt-schlesischen Schaffens schon längst außer Zweifel stand. Jetzt gewahrt man indessen, daß die Grenzlandkunst aufs engste verknüpft ist mit der Sehnsucht nach einer strengen Formwerdung der ganzen deutschen Wesensfülle, die frühere Zeiten nur im Ansatz oder geschwächt durch fremde Einflüsse herauszuheben versucht hatten. Zudem tut sich die junge, unbelastete Kunst Ober-schlesiens dazu an, zum Symbol, zum Gleichnis der deutschen Gestaltwerdung im schlesischen Osten zu werden, um sich bereits jetzt schon auf Gebiete zu erstrecken, die von der Zone des künstlerischen weiterführen zu wissenschaftlichen und philosophischen Erwägungen, zur Frage nach dem Wesen, dem Wert und der Aufgabe der Grenzlande in den gegebenen geschichtlichen Stunden dieses Krieges der Erfüllung von Einheit und unantastbarer Geltung.

Noch einmal, eh der rasche Bogen
des Lebens sich zur Neige neigt,
stehn wir, um unser Werk betrogen,
vor einem Schrecknis, das nicht schweigt

Wenn je, aus tiefster Not erfahren,
ein Frontgeschlecht um Frieden rang,
so wir, mit schon ergrauten Haaren,
die kämpften, bald ein Leben lang.

Nun helf uns Gott! Es ist entschieden.
Die Völker kommen nicht zur Ruh.
Krieg.

Also Krieg um einen Frieden,
den wir nicht kannten, ich wie du.

So komm, Kamerad! In diesem Morden
noch einmal unsern Mann zu stehen,
sind wir noch nicht zu alt geworden.

Wir werden, ob mit grauen Haaren,
eh wir getrost zur Grube fahren,
wir werden diesen Frieden sehen.

Richard Euringer

Deutsche Gegenwartskunst in Ostoberschlesien

Die Wiedervereinigung Ostoberschlesiens mit dem Reich lenkt den Blick auf ein deutsches Kulturzentrum, dessen geistige Kräfte auch durch die radikalen Unterdrückungsmethoden während der berüchtigten Ära Grazinski keineswegs eingedämmt werden konnten, sondern sogar zu eruptiver Entfaltung kamen. In diesem erbitterten Ringen um die Erhaltung und Pflege des deutschen Kulturgutes spielen die deutschen Künstler Ostoberschlesiens eine hervorragende Rolle. Seit 1929 in der „Rattowitzer Künstlergruppe“ vereinigt, haben sie in den Jahren der Polenherrschaft eine erfolgreiche und tiefeschürfende Volkstumsarbeit geleistet, die reiche Früchte getragen hat. —

Der harte Daseins- und Volkstumskampf im Grenzgebiet und das vielgestaltige Anlit eines Lebensraumes, wo Natur und Technik in unerbittlichem Ringen stehen, geben dem Schaffen ihrer Künstler eine herbe Prägung. Die schwere Arbeit in Gruben und Hütten, die Übermacht der Industrie und die Zerrissenheit einer durch die Technik vergewaltigten Landschaft wirken sich motivisch und stilistisch in der Arbeit der ostoberschlesischen Künstler aus.

Der Maler Rudolf Rober, Königshütte, ist ein Gestalter der oberschlesischen Industrielandschaft eigenster Art. Er sucht sich nicht nur in ihre düstere Farbstimmung einzufühlen, sondern er versteht auch das Charakteristische von Mensch und Landschaft zu erfassen. Seine Bildmotive sind jedem Oberschlesier wohl vertraut: Notshächte von gestern, Rummelplätze, Vergnügungstätten für den kleinen Mann, Fördertürme, Hüttenwerke im Abendlicht, Feierabendstimmungen auf der Halde usw. In liebevoller Kleinmalerei belebt er das Landschafts- und Städtebild mit geschäftigen Menschen und rastlosen Berufstätigen, die ihrer harten Arbeit nachgehen. Wesentlich monumentaler ist das Werk von Hans Neumann, Rattowitz, der als typischer Vertreter der ostoberschlesischen

Landschaftsmalerei gilt. Mensch und Landschaft Oberschlesiens gewinnen in den reifen Arbeiten dieses Künstlers über ihre rein künstlerischen Reize hinaus geradezu symbolhafte Bedeutung. Eines seiner bekanntesten Gemälde ist die „Arbeitskameradschaft“. (Jetzt im Besitze der Deutschen Volksbücherei Rattowitz.) Ein Schönheitsfucher in der staub- und rußgeschwängerten Industrielandschaft ist der Freilichtmaler Professor Viktor Strauß, Rattowitz. Auch wenn die harte Unerbittlichkeit eines Notshachtes zu künstlerischer Wiedergabe reizt, geschieht es nicht ohne Freude an der farbigen Verbrämung der Trostlosigkeit. Seine flott und sicher hingesehten Farbskizzen verraten eine routinierte Beherrschung der „Al prima“-Malerei. Ein junges Talent, das noch völlig im Werden begriffen ist, haben wir in dem Rattowitzer Maler Theodor Ratke vor uns. Seine Umgebung: Gruben und Hütten, Notshächte aus der Polenzeit, Schlackenhalde, zerfurchte Arbeiterköpfe, bilden die Motive dieses Künstlers, dessen betonte Eigenart seiner Farbgebung zu den schönsten Hoffnungen für seine weitere Entwicklung berechtigt. Der Vollständigkeit wegen müssen auch zwei bekannte Industriemaler genannt werden, die lange Jahre in Ostoberschlesien gewirkt haben und jetzt im angrenzenden Westoberschlesien tätig sind: Erich Zabel aus Königshütte und Rudolf Mysliwiez aus Rattowitz. Letzterer ist in Oberschlesien besonders durch größere Fresko-Arbeiten an öffentlichen Gebäuden mit Darstellungen aus dem nationalsozialistischen Ideenkreis hervorgetreten.

Auch das Kunsthandwerk ist in Ostoberschlesien hervorragend vertreten. Es knüpft an gute handwerkliche Traditionen an und lehnt alle hypermodernen Auswüchse auf diesem Gebiete ab. Eine Meisterin form- und materialgerechter Silber- und Messingschmiedekunst ist die Kunstgewerblerin Martha Burkert, Rattowitz. Ihre feinen, künstlerisch durch-



Oberschlesischer Bauer
Holzplastik von Johann Seretta

dachten Treibarbeiten zeugen von großem Stilempfinden. Der bekannte Keramiker Kurt Polent, Rattowitz, und die Textilkünstlerin Hanna Noglinski aus Idaweidke, sind leider kürzlich abgewandert. —

Ganz eng mit Grund und Boden verwurzelt ist Johann Seretta, der sein eigenes Feld bewirtschaftet und in Pawlowitz ein Bauernhäuschen besitzt. Er ist der einzige Plastiker der ostoberschlesischen Künstlergruppe. Seine Holzplastiken sind in der Form groß gesehen, kernig, wuchtig, handwerklich erstklassig ausgeführt und in großen schnittigen Flächen angelegt. Seine Technik wurzelt in der barocken kirchlichen Holzplastik, modernisiert durch seelische Belebung und großflächige Technik. Die Plastik des ober-schlesischen Bauern (siehe Abbildung) ist typisch für seine Art. —

So vielgestaltig die Arbeit der ostoberschlesischen Künstler auch sein mag,

so ist doch überall die fanatische Liebe zur Heimat Erde spürbar: alle wollen Kinder der sein vom geistigen Antlitz ihrer Heimat und ihrer Kräfte. Durchdrungen von der Erkenntnis, daß der Künstler ein wichtiger Kulturträger seines Volkes ist, wenn er als Kämpfer deutscher Wesensart allen Überfremdungsversuchen energisch die Stirne bietet, haben sich die deutschen Künstler Ostoberschlesiens in der Zeit der Bedrückung als erste in die allgemeine Abwehrfront gegen die von den polnischen Behörden und Organisationen beabsichtigte Polonisierung eingeschaltet und durch ihre entschlossene Haltung mit dazu beigetragen, daß die versuchte Knebelung des deutschen Kulturlebens ein Schlag ins Leere blieb. So bildeten die in der „Rattowitzer Künstlergruppe“ zusammengeschlossenen künstlerischen Kräfte des Deutschtums ein wichtiges kulturpolitisches Instrument im Volkstumskampfe Ostoberschlesiens.

Detlef Krannhals

Das Buch vom Polenfeldzug

Aus dem Schrifttum über den Feldzug der 18 Tage und den
Leidensweg des Volksdeutschtums

Der Siegeslauf der deutschen Armeen im Osten, die unbegreiflich schnelle Liquidierung der englischen Vorpostenstellung „Polen“ in Zwischeneuropa, die durch Zeitung, Film und Rundfunk bis zum Erlebnis der unmittelbaren Gegenwartsnähe gesteigerte Anteilnahme des deutschen Volkes an dem atemraubenden Geschehen des polnischen Feldzuges, haben bald das Bedürfnis nach einer alle Vorgänge sicher umreißenenden Darstellung dieser militärischen und politischen Ereignisse entstehen lassen.

Es ist daraus auch schon ein umfangreiches Schrifttum entstanden, das sich mit dem polnischen Feldzug, seiner politischen und militärischen Entstehung, seinem Verlauf, seinen Auswirkungen, den Greuelthaten am Volksdeutschtum, und seinen Zukunftslehren befaßt.

Seit dem Abschluß des Feldzuges in Polen sind erst fünf Monate verstrichen und es ist daher erstaunlich zu nennen, welche Menge und wie vielseitiges Schrifttum über diese ereignisreichen Tage schon vor uns liegen. Fast jede Woche erscheint die eine oder die andere Arbeit, verschieden in ihrer Qualität, verschieden auch in der technischen Auffassung von dem Darstellungswert des Geschehenen. Aber in diesen vergangenen fünf Monaten haben wir im Kriege gestanden und es ist darum auch nicht verwunderlich, wenn das Werk über den polnischen Feldzug noch nicht vorliegen kann. Wenn wir den Vergleich mit den über den Verlauf des Weltkrieges vorliegenden Werken ziehen, so erscheint es uns selbstverständlich, daß das Oberkommando der Wehrmacht heute andere Dinge im Sinne hat, als den Lorbeer zu betrachten, den deutscher Soldatenruhm nun wieder einmal an deutsche Fahnen heftete. Zwangsläufig hat darum heute eine

Betrachtung über das Schrifttum vom Polenkrieg noch den Charakter einer Vorlese, die darum getan sein soll, um kleine und doch immer irgendwie wesentliche Züge der Tagesliteratur nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und dem der eine Übersicht wünscht, einen Querschnitt durch das wesentliche literarische Schaffen um diesen Feldzug zu geben.

Eines muß dazu noch gesagt werden: der oder jener Dichter hat schon Prägungen dieses glühenden Erlebnisses gefunden, Künstler sahen seine Brände und sein Inferno — Männer, wie etwa Wilhelm Petersen und Kilian Koll haben zu Gestaltungsformen angesetzt, die in ihrer Lebendigkeit, mit der der unmittelbarste Eindruck wiedergegeben wird, schon meisterhaft packend sein können. Aber etwas, das wie eine vollendete Gestaltung künstlerischen Ringens um das Erlebnis dieser achtzehn Tage auszieht, kann wohl noch nicht da sein. Jedoch werden wir in Ruhe und Zuversicht darauf warten dürfen.

Hier soll zunächst das Schrifttum behandelt werden, dessen Inhalt mehr oder weniger dokumentarischen Charakter hat. Allen Werken, die zur Klärung der Voraussetzungen des polnischen Feldzuges und zur Vorgeschichte des jetzigen Krieges überhaupt dienen, steht die Veröffentlichung des Auswärtigen Amtes voran¹⁾, in der die deutsche Diplomatie mit ruhiger Selbstsicherheit in Dokumenten über die unzähligen Schritte berichtet, die der Sicherstellung des Friedens dienen sollten, und auf der anderen Seite die Karten aufdeckt, mit denen unser englischer Gegner spielte. Sofort nach Kriegsausbruch erschien zuerst eine Teilveröffentlichung²⁾, in der nur die Urkunden zur letzten Phase der deutsch-polnischen Krise zusammengefaßt wurden, später dann die umfangreiche Sammlung

¹⁾ Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Auswärtiges Amt 1939, Nr. 2. Karl Heymanns Verlag, Berlin 1939. 344 S. Brosch. 4.— RM.

²⁾ Urkunden zur letzten Phase der deutsch-polnischen Krise. Auswärtiges Amt. Karl Heymanns Verlag, Berlin 1939. 31 S. Brosch. 1.— RM.

der 482 Dokumente, der der Reichsaußenminister v. Ribbentrop ein Geleitwort gab.

Diese Urkunden lesen sich, wenn man sich nur auf das Material des deutsch-polnischen Verhältnisses beschränkt, wie ein Tatsachenbericht von der Langmut des Deutschen Reiches gegenüber einer Kette von polnischen Übergriffen schwerer und schwerster Art: gegen das Volksdeutschtum, gegen die Freie Stadt Danzig, gegen mit dem Reiche eingegangene vertragliche Abmachungen, gegenüber der Absicht einer Antastung deutscher Hoheitsrechte überhaupt. Je näher man beim Lesen der letzten Phase der diplomatischen Auseinandersetzung kommt, um so stärker wird die dramatische Wucht, die aus diesen anscheinend so „nüchternen“ amtlichen Berichten spricht, und die Aufzeichnungen über die Unterredungen des Führers mit dem englischen Botschafter in den letzten Augusttagen atmen die erregende Spannung, mit der sich weltpolitische Ereignisse anzeigen.

Der Wert der Aktenveröffentlichung liegt nicht allein in der Aufzeigung der Schuld der englischen und polnischen Regierung — der Begriff der Kriegsschuld ist durch diese Blätter eindeutig als bei den Westmächten liegend festgenagelt worden —, sondern auch darin, daß seine frühzeitige Veröffentlichung einer lebendigen Geschichtswissenschaft die Wahrheitsfindung um so mehr erleichtern wird, als sie unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens stehend, an Hand der Dokumente in die Lage versetzt wird, gleichzeitig mit allem Wissen und mit aller Gegenwartsnähe zu urteilen.

Sofort nach der Beendigung des Krieges, in dem Augenblick, als das Oberkommando der Wehrmacht seinen Schlußbericht herausgab, erschien eine erste Gruppe von Veröffentlichungen: die Tatsachenberichte. Die Berichte der

Oberkommandos der Wehrmacht wurden zusammengefaßt mit Karten, den Abmachungen mit Sowjetrußland und kurzen verbindenden Texten. Diese ersten Arbeiten gingen noch nicht über das in der Presse schon Gesagte hinaus und stehen, soweit sie mit eigenen Worten eine Schilderung versuchten, als erste Versuche noch hinter den späteren Veröffentlichungen zurück. Als erste Unterrichtung der deutschen Leserschaft erfüllten sie aber in kurzer Zeit mit hohen Auflagen ihren Zweck³⁾.

Hervorgehoben muß unter diesen reinen Berichtszusammenstellungen die Arbeit von Werner Picht, die sich mit „Wahrheit und Lüge über den Septemberfeldzug 1939“⁴⁾ befaßt und den bekannten Berichten des OKW. auf Grund amtlichen Materials den polnischen Heeresbericht, die Lügen der polnischen, französischen und englischen Sender und die phantasiereichen Berichte der Zeitungen in London und Paris entgegenhält. Stünde hinter diesen Falschmeldungen nicht die blutig grinsende Maske der Völkerverhetzung, so wäre man mitunter geneigt, über die Situationskomik zu lächeln, die etwa am 6. September entsteht, als die deutsche Luftwaffe melden kann, auf keinen ernstlichen Gegner mehr zu stoßen, und der Warschauer Sender einen erfolgreichen Luftangriff von dreißig polnischen Bombern auf Berlin zu vermelden weiß. Der Form, Berichte sprechen zu lassen, hat auch das vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegebene Werk „Der Sieg in Polen“ den Vorzug gegeben⁵⁾. In Zusammenarbeit mit dem Aufklärungsdienst der SA. wurde hier unter dem Geleitwort von Generaloberst Reitel nach einer kurzen allgemeinkundlichen Einleitung über Polen die Feldzugschronik wochenweise zusammengefaßt. Die Heeresberichte

³⁾ Der Blitzkrieg in Polen. 18 Tage Krieg in Polen in Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht. Essener Verlagsanstalt. 1939. 19. Abb. 32 S. Brosch. 0,50 RM.
Rudolf Schauf, Der polnische Feldzug, England, Dein Werk! Verlag „Die Wehrmacht“, Berlin 1939. 61 S. Brosch. 1,— RM.
Wulf Bley, Mit Mann und Ros und Wagen. Funkbericht aus dem polnischen Feldzug. Haase u. Koehler, Leipzig 1939. 128 S. Brosch. 1,— RM.

⁴⁾ Werner Picht, Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt . . . Wahrheit und Lüge über den Septemberfeldzug 1939. Mittler u. Sohn, Berlin 1939. 68 S. Brosch. 1,50 RM.

⁵⁾ Der Sieg in Polen. Hrsgb. vom Oberkommando der Wehrmacht in Verbindung mit dem Aufklärungsdienst der SA. Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm, Berlin 1939. 174 S. 34 Bilder. 1 Skizze. 3 Karten. Brosch. 2,85 RM., geb. 3,75 RM.

werden in Kurzform einigen Erlebnisberichten von den jeweiligen Kriegsschauplätzen gegenübergestellt und mit einem durchlaufenden Bildmaterial versehen. Es ist vor allem Wert auf die Lebendigkeit gelegt, mit der vom Kampfgeschehen berichtet wird, auf eine Zusammenstellung der Frontberichte, die auch in der kleinen Arbeit von Wulf Bley gesammelt worden sind⁶⁾.

Es ist ein besonderes Verdienst der zahlreichen Verfasser und Mitarbeiter, daß jene beiden lebendigen Werke um den Polenfeldzug so rasch entstanden sind, die den Führer in Polen zeigen. Seit den Tagen Friedrichs des Großen erleben wir es in der neueren Geschichte, im Polenfeldzug, zum ersten Male, daß der Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, das deutsche Staatsoberhaupt, den Krieg in vorderster Linie lenkt und mitten unter seinen am Feind sitzenden Soldaten steht. Ein solch einmaliger Vorgang verdiente wahrhaftig ein Festhalten für die Zukunft. Der Bildband Prof. Heinrich Hoffmanns „Mit Hitler in Polen“⁷⁾ schließt sich jener Reihe an, die Heinrich Hoffmann als Bildberichte von der Siegesreihe des Führers im Sudetengau, in Böhmen, Mähren und Memel zusammenstellen konnte. Die Bilder zeigen nicht allein den Führer an der Front, sondern auch eine ganze Reihe von Aufnahmen, die für einzelne Phasen des Feldzuges charakteristisch sind und es trifft sich dabei das Bild vom Zeitgeschehen an sich, mit dem photographisch hervorragenden Einzelbild.

Ungleich persönlicher und lebendiger ist das andere der Berichtsbücher über den Führer in Polen, die vom Reichspresseschef Dr. Dietrich herausgegebene Gemeinschaftsarbeit „Auf den Straßen des Sieges“⁸⁾. Hier wird der polnische Feldzug geschildert, wie er sich vom Führerhauptquartier ausnahm. Ein Hauptquartier, nicht irgendwo weit hin-

ter der Front am festen Standort, sondern ständig in Bewegung, auf der Achse, im Auto, im Flugzeug und ständig am Feind. Hier nehmen auch die Bilder ein besonderes Interesse in Anspruch, weil sie alle Privataufnahmen aus der Begleitung des Führers sind. Die einzelnen Berichte sind nicht nur als Erlebnisberichte für sich aneinandergereiht, sondern sie geben in ihrer Gesamtheit ein geschlossenes Bild von den Frontfahrten und beständigen „Am-Mann-Bleiben“ des Führerhauptquartiers. Alle sind sie lebendig gemacht und durchsetzt mit den persönlichen Erlebnissen der Schilderer und geben doch aus einem Guß einen Querschnitt vom Polenfeldzug — gesehen von der Begleitung des Obersten Befehlshabers. Auch in diesem Buch ist, in kürzerer Form als in der schon oben genannten Arbeit Tatsache und Lüge um den Polenfeldzug gegenübergestellt. Eine beigegebene Karte zeigt die Frontfahrten des Führers in Polen; fast Tag um Tag stößt die Führermaschine von deutschem oder befreitem Gebiet zu den Brennpunkten des Kampfes vor — ein weitreichender Arm verlängert durch die nimmermüden Männer von der Wagenkolonne des Führers, die ihn vom Befehlsflugplatz an die Front bringen.

Das bisher beste Buch vom polnischen Feldzug ist eine Sammelarbeit des Bruckmann-Verlages in München: „Unser Kampf in Polen“⁹⁾. Hier sind zunächst einmal wie üblich die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht mit einer Reihe von Dokumenten zu den politischen und militärischen Ereignissen zusammengestellt. Beginnend mit dem Nichtangriffspakt zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion über den Briefwechsel zwischen dem Führer und Daladier, den Kriegserklärungen und die Reden des Führers vom 1. September 1939 bis hin zu den Abmachungen mit Sowjetrußland vom 28. September 1939, die am Schluß des Polen-

⁶⁾ Vergl. Anm. 3.

⁷⁾ Heinrich Hoffmann, Hrsgb. Hitler in Polen. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin 1939. Brosch 3,60 RM., geb. 4,80 RM.

⁸⁾ Dr. Otto Dietrich, Auf den Straßen des Sieges. Erlebnisse mit dem Führer in Polen. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., GmbH. München 1939. 206 Seiten. Leinen 3,80 RM.

⁹⁾ Unser Kampf in Polen. F. Bruckmann, München 2, 1939. 160 S. Mit 70 Abb. Geb. 4,80 RM.

feldzuges stehen. Dazu tritt eine Chronik der Ereignisse in der Zeit vom 1. September bis 30. September 1939, die eine Zusammenfassung der Heeresberichte vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz, die innerdeutschen Ereignisse und die außerdeutschen und außenpolitischen Vorkommnisse bringen. Eine sehr begrüßenswerte und brauchbare Vergleichstabelle der Ereignisse.

Den Hauptteil des Buches nehmen sechs in sich geschlossene Artikel zur inneren Vorgeschichte, strategischen Bedeutung und Folgerichtigkeit des polnischen Feldzuges ein. Eine Reihe von bedeutenden Fachleuten der Polenkunde stehen hier mit knappen guten Aufsätzen beieinander. Ein Aufsatz über das Wesen der polnischen Geschichte aus der kundigen Feder Prof. Braumanns leitet das Werk ein. Gerhard Sappok hat ein knappes Essay seines Hauptarbeitsgebietes, der kulturellen Entwicklung Polens, gegeben und Max Clauß gibt einen Abriss von dem politischen Weg Polens ins Verhängnis. Der beste, umfangreichste und vor allen Dingen interessanteste Aufsatz des Buches ist die Darstellung des schon mehrfach mit guten Arbeiten über den Polenfeldzug der Öffentlichkeit bekannten Oberstleutnant a. D. Soldan, der eine militärische Betrachtung des polnischen Feldzuges gegeben hat; also hier in großen Zügen einmal das sagt, was man sich in späterer Zeit als den Inhalt eines ganzen Werkes wünschen dürfte. Vor allen Dingen ist der Polenfeldzug in einer sorgfältig, seinen inneren Sinn abwägender Darstellung in den Gesamtzusammenhang der Kriegsgeschichte des Abendlandes gestellt und gerade hieran das unerhört Neue, Abenteuerliche und Große dieser strategischen Meisterleistung in das rechte Licht gerückt. Soldan betont und belegt mit Tatsachen die notwendige Feststellung, daß im Polenfeldzug nicht etwa ein erheblich unterlegener und schlecht ausgerüsteter Gegner niedgerannt wurde, sondern eine Armee, die bei einigermaßen guter Führung den deutschen Heeren bedeutend mehr zu schaffen gemacht hätte. Wichtig

sind Soldans Zusammenstellungen und Berechnungen über die wirkliche Kampfkraft der polnischen Armee hinsichtlich ihres Menschen- und Waffenmaterials. Hierzu treten noch zwei kriegswirtschaftliche Abhandlungen. Daß dieses Buch besonders hervorgehoben zu werden verdient, wird auch durch seine Bildauswahl unterstrichen, die auf künstlerische Aufmachung verzichtet, aber knapp mit richtigen Bildern das Wesentliche bringt.

Eine Übersicht von dem dokumentarischen Schrifttum über den polnischen Feldzug wäre unvollständig ohne jene Schriften, die das Urkundenmaterial von den grauenhaften Leiden der Volksdeutschen in Polen zusammensassen. Es ist wohl eines der entsetzlichen Bücher, was je geschrieben werden mußte. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes sind von Hans Schadewaldt 110 Dokumente zu den polnischen Greuelthaten, meist beedete Zeugenaussagen, gesammelt¹⁰⁾. Dazu tritt eine Denkschrift der gerichtsarztlichen Gutachter und eine große Anzahl von Bilddokumenten — zum größten Teil derartig entsetzliche Anklagen gegen das polnische Untermenschentum, daß sie in der Presse nicht veröffentlicht werden konnten. Dabei umfaßt diese Zusammenstellung nur einen winzigen Bruchteil dessen, was wirklich geschah, und läßt uns auch nicht in alle Quälereien und Grausamkeiten hineinschauen, denn der Zustand der Mehrzahl der gefundenen Leichen läßt eine gerichtsnotorische Feststellung der ihnen zugefügten Leiden nicht mehr zu. Aber das, was uns vorgelegt wird, genügt eigentlich, um ein Volk aus der Reihe der Kulturnationen Mitteleuropas auszustoßen. Dem steht eine kleinere Schrift zur Seite, die die Berichte von Ärzten zusammenfaßt. Überlebenden des Marsches nach Lowitzsch und Warschau¹¹⁾. Hier sind von Männern, die um ihres Faches willen einen besonders klaren und unbestechlichen Blick haben müssen, die unfäglichen Leiden des Verschleppenzuges in einzelnen Augenzeugenberichten geschildert, die sich inhaltlich teilweise mit den von Schadewaldt veröffentlichten Dokumenten decken.

¹⁰⁾ Die polnischen Greuelthaten an den Volksdeutschen in Polen. Hrsab. Auswärtiges Amt. Bearb. Hans Schadewaldt. Volk und Reich Verlag, Berlin 1940. 312 S. Geb. 4,50 RM.

¹¹⁾ Hüllenmarsch der Volksdeutschen in Polen. September 1939. Zusammengestellt von Dr. Hans Hartmann. Verlag Neues Volk, Berlin 1940. Brosch. 1,50 RM.

An der Halde

Welk gilbt das Gras am Haldentain,
Die blaffen Birkenkinder sind
Entlaubt und arg zerzaust vom Wind,
Den Weiher schleiert Nebel ein.

Kartoffelfeuer, süß und warm,
Schweln qualmig; ferne Kinderlieder
Verwehn und gehn wie Schatten nieder:
O abendlicher Krähenschwarm!

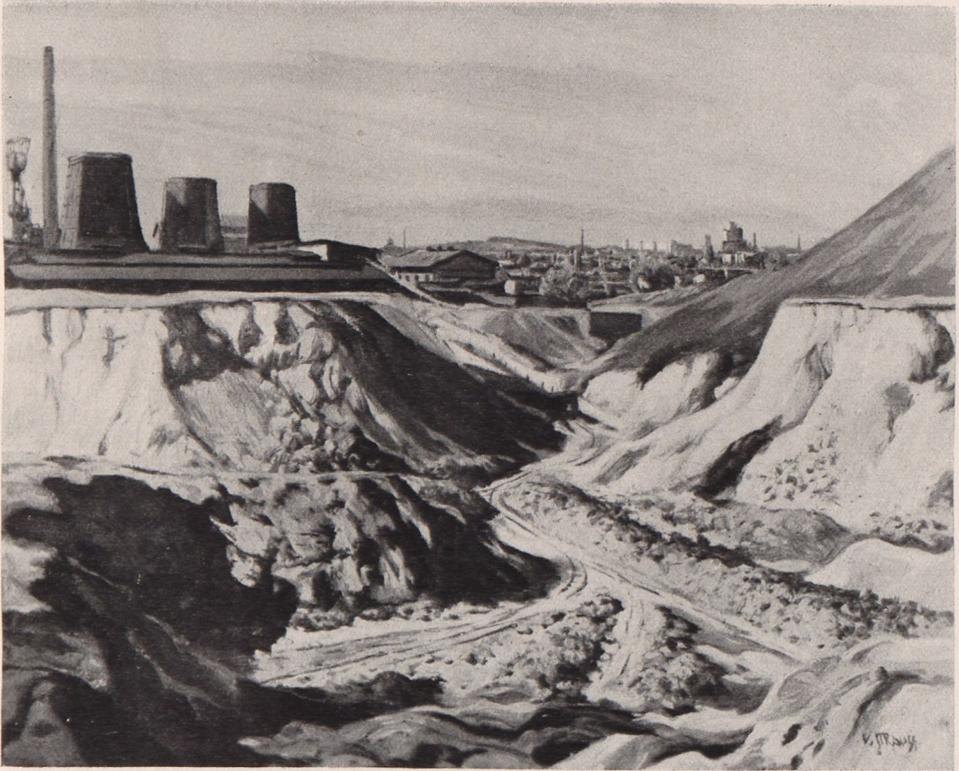
Schwer hängt des Himmels Wolkenfack,
So regenprall, am Föhrenwalde;
Das Zwielicht gruselt um die Halde,
Wie Schäume um ein müdes Wrack.

Die Feldbahn rollt; die Schlacken gleiten
Wie Lava an dem Hange hin,
Als glühte ein Vulkan darin
Und werde wach aus Urgezeiten.

Im Blut rinnt durch die Dämmerung,
Gleich Irwischlockung züngeln flammen . . .
Komm, Kumpel, rücken wir zusammen:
Verwunschne Welt wird wieder jung.

Die Nacht wird wach und friert am Rain,
Küßt Wesen, die verzaubert schliefen;
Sie steigen aus des Bergwerks Tiefen
Und wärmen sich im Haldenschein.

Alfons Hayduk



Blick vom Ferdinandschacht auf Rattowitz
Gemälde von Prof. Viktor Strauß

Eine deutsche Frau im Polenfeldzug

Aus einem Familienbrief von Frau Gertrud Wendorff
an ihre Angehörigen im alten Reich

Rybnó, im Oktober 1939.

„Verzeiht, daß ich an Euch alle zusammen schreibe, es sind jetzt so viele, die ein Lebenszeichen haben wollen und es bekommen müssen.

Ja, gerade am 1. September, Deinem Geburtstag, liebe Tante Martha, fing das ganze Elend an. Am Vormittag hörten wir noch zusammen die Reichstagsrede, haben auch noch von Dir gesprochen, Dir zu schreiben ging nicht mehr, da wir schon seit einer Woche unter Mobilisation standen und Post nicht mehr durchkam. Am späten Nachmittag hat man Fritz (den Ehemann) und unzählige andere fortgeschleppt, — Fritz vom Felde weg, wie er ging und stand, in dünner Leinenhose und Lüsterjäckchen, durch fünf Polizisten, schwer bewaffnet, mit aufgepflanzten Bajonetten, als wenn er ein Schwerverbrecher wäre — wobei es auf ein: Halt die Schnauze! oder Kolbenstöße nicht ankam. Er mußte fort ohne ein Wort des Abschieds. Gottlob konnte Götz (der zweite Sohn, 22 Jahre alt) mit den schon lange gepackten Sachen, Lebensmitteln und Geld — es durfte nur eine kleine Summe mitgenommen werden — hinterherradeln und seinen Vater vor dem Abtransport erreichen, beileibe nicht mehr sehen! Es durfte weder Papier noch Bleistift, weder Zigaretten noch Streichhölzer, weder Messer noch Schere noch Gabel, noch irgend ein Ausweis (!) mitgenommen werden. Daher waren viele der unterwegs Ermordeten nachher so schwer zu identifizieren, und das war Absicht gewesen. In Welnau wurden die armen Opfer der Umgegend gesammelt. Wieviele haben nichts mitgehabt, als was sie eben auf dem Leibe hatten!

Nach Gnesen befördert, teils zu Fuß getrieben, teils mit Autobus, wurden sie erstmal alle auf 30 Stunden in ein Kino gesperrt, in das der schnell zusammengerottete Mob fortwährend einzudringen versuchte, um die Gefangenen zu lynchen, die Wachleute konnten die Banden nur mit Mühe zurückhalten. Fritz meinte nachher, von Kino und Wochenschau hätten er und seine Leidensgefährten genug auf ewige Zeiten, aber ich glaube, heute gingen sie gern schon wieder hin!

In der Nacht zum 3. September wurden sie in Viehwaggonen gepfercht, 68 in einen und ohne auch nur annähernd genügende Luftzufuhr. Die einzige mögliche Stellung darin war, halb zu liegen, Sitzen und Stehen war unmöglich. Sie fuhren so bis etwa 50 km vor Warschau, mit großen Schwierigkeiten, da die ganze Strecke bereits von Zügen verstopft war, denen unsere Bomber den Weg verlegt hatten. Ein Bekannter, der als Soldat eingezogen war und darum die Augen noch aufmachen durfte, hat hier 36 lange Personen- und Militärzüge hintereinanderstehend gezählt. — Kurz vor Warschau ging es auch mit diesem Gefangenen-transport nicht weiter, und nun rangierten sie mit ihrem Zuge tagelang hin und her, vor und hinter die endlosen Schlangen von Wagen, denen es nicht besser ging. Sie durften in all der Zeit, etwa 10 Tage lang, täglich nur einige Minuten ihr Loch verlassen, ebenso wurde nur ganz kurze Zeit gelüftet, und darauf hauptsächlich schiebe ich Fritzens Herzerkrankung zurück, die er mit zurückgebracht hat, und auch auf den Nahrungsmangel.

Einmal ließ man, sei es, um Platz zu schaffen, oder einfach aus Grausamkeit, eine Lokomotive von hinten mit aller Ge-

walt auf den Zug auffahren. Resultat: 19 tote Deutsche und eine Menge Verletzte, gerade hier aus unserer engsten Umgegend. Aber Fritz, wie mein Schwager Herbert mit Frau und Tochter! — es waren eine Menge Frauen aus hiesiger Gegend mit interniert, darunter eine junge unmittelbar vor ihrer Entbindung, und ich weiß nicht, warum ich verschont geblieben bin — hatten das Glück, weiter vorne in dem verunglückten Zuge zu sein und heil zu bleiben. Die 12 Begleitmannschaften haben sich übrigens leidlich anständig benommen, es sind in der engeren Gruppe von Fritz — 68 Menschen — wenigstens keine persönlichen Grausamkeiten verübt worden, auch sorgten die Wachleute, so gut es eben ging, für Verpflegung. Sie waren ja alle, alle diese Verschleppten — viele der Transporte die ganze Zeit über zu Fuß, da gab es natürlich die meisten Verluste durch Liegenbleiben und Erledigtwerden — in den Hergelkessel von Kutno, mitten in die Schlacht im Weichselbogen geraten. Das war sehr interessant für Fritz und andere alte Soldaten und sicher besser, als wenn sie an ihren eigentlichen Bestimmungsort, das berühmte Konzentrationslager von Bereza Kartuska, weit hinter Brest Litowsk, gelangt wären, aber auch entsetzlich anstrengend und nervenaufreibend. Zuletzt wurden sie ausgeladen, und nun ging ein Hin- und Hermarschieren, ein Kampieren und Verstecken in Schobern und noch stehenden Scheunen los, alles inmitten der tobenden Schlacht. An einem der letzten Tage hatten sie noch ein 12stündiges Bombardement unserer Flieger zu bestehen, eng in ein Bauernscheunchen gepfercht, die Bomben schlugen rundum bis auf 3 m Entfernung ein. Einige polnische Maschinengewehrschützen hatten sich zur „Flugabwehr“ — und es war ein Wahnsinn — im Schutz des Gebäudes aufgestellt und wurden abgeschossen, aber die Scheune selbst und die Unseren blieben wunderbar bewahrt. Fritz konnte durch ein Astloch den Abzug, bzw. die heillose Flucht der polnischen Truppen beobachten, es sei ein phantastisches Durcheinander gewesen und schade, daß man es nicht hätte filmen können. Ein Großteil der polnischen Offiziere war da längst geflohen und hatte

die armen Soldaten im Stich gelassen, unsere Heimkehrer hier, doch alle Polen, berichten darüber voll Empörung. Viele dieser Herren hätten Zivil unter der Uniform gehabt, in dem sie dann verschwunden wären. Dasselbe war nach der großen Beschießung auch mit den Wachmannschaften der Internierten der Fall. Diese waren nun zwar noch in der gleichen Gefahr, aber ohne Aufsicht.

Am nächsten Morgen, dem 18. September, marschierten sie aufs Geratewohl los und fanden sich nach einiger Zeit unaussprechlich erleichtert in der deutschen Linie. Übrigens waren sie auch mit einigen losgelassenen Zuchthäuslern zusammengesperrt gewesen, die verkrümelten sich sofort in der neuen Freiheit und gingen wohl fleddern. Es gab nun noch einen anstrengenden und durchaus nicht immer glatten Rückmarsch von etwa einer Woche, zuletzt mit Pferden und Wagen, die man ihnen in Sompolno zuwies, und auf, denen wenigstens das Gepäck, die Frauen und die 70jährigen, diese meist Pfarrer, Platz nahmen. Meine Nichte Bärbel W. war mit einem requirierten Rad vorausgefahren, langte zwei Tage vor allen andern zu Hause in Zechau an und machte Meldung. Worauf Wilfried (der älteste Sohn der Brieffscheiberin, 23 Jahre alt, Beamter in Zechau) der gleich nach der Befreiung wieder von Hause nach Zechau zurückgegangen war, sich seinerseits aufs Rad schwang und mit dem Schrei: „Bati lebt, Bati ist bald hier!“ zu mir hereinstürzte, fast ohne Atem von dem 23 km Radfahren. Wir schickten gleich einen bequemen Wagen entgegen, es dauerte aber noch zwei Tage, und dann war Fritz doch zuerst sehr elend, und bald zeigten sich die beängstigenden Herzerscheinungen. Eine Kur wäre nötig, aber vorläufig haben wir weder Pferde, noch Auto noch Bahn und merken recht unsere ungünstige Verkehrslage hier. Die Polen haben restlos alles zerstört, Bahn, Post, jede Brücke, wir waren wie auf einer Insel, nun wird das langsam besser. Das Zeitungsauto kommt schon eine ganze Weile, und heute erfahren wir, daß auch Post bis zu unserer Molkerei gebracht wird, nun können wir wieder korrespondieren, soviel wir Lust haben, ausgenom-

men ins Ausland. Unsere Bahn wird in diesem Jahre wohl noch nicht wieder gebaut werden, das ist schlimm, wir wissen nicht, wie Getreide und Rüben verladen; denn die paar Pferde, die uns blieben, sind sowieso halb tot vor Überanstrengung, die können nicht die 30 bzw. 20 km bis zur Hauptbahn in Gnesen oder Pudewitz laufen. Aber wir hoffen, daß man uns dennoch irgendwie hilft; daß nicht alles mit einemmal in Ordnung gebracht werden kann, ist ja klar, es wird auf jeden Fall schon das Menschenmögliche geleistet. Grenze und Paß bestehen noch, doch scheint es, hier einreisen kann man leichter. Alle unsere nächsten Verwandten und Freunde sind anscheinend, d. h. soweit wir bislang wissen, wunderbar erhalten geblieben, aber man schätzt die Zahl der ermordeten Zivildeutschen vorläufig (!) auf mindestens 5000¹⁾. Und von denen haben wohl nur wenige einen gnädigen Schuß bekommen, die weitaus meisten sind bestialisch gequält und hingeschlachtet worden.

Und wir hier? Vom ersten Tage an hatten sämtliche Bomber hin und her ihren Zug über unser Haus, das, weil es so hoch liegt, wohl als Orientierungspunkt diente. Vom ersten Tage an flammten rundum die Feuer, war die Luft voll Brandgestank und Detonationen, die teils von Bombenabwürfen, aber größtenteils, was wir nicht wissen konnten, von Sprengungen herrührten. Wir glaubten damals, wie es von den Polen ursprünglich auch beabsichtigt gewesen war, die Front ganz nahe und wußten nicht, daß die Polen, wenn sie abzogen, alles sprengten, um eine Wüste zurückzulassen. Man war in zitternder Erregung, glaubte morgen haben wir hier die Front, verstedte noch dieses, verpackte jenes, sagte sich dabei, es ist ja ganz überflüssig, wenn die Schlacht hierherkommt, ist doch alles verloren. Die Arbeit ruhte vollständig, die Felder waren wie ausgestorben. Bei jedem Laut an der Tür dachte ich: Nun holen sie Götz oder mich, wir beide waren allein, unser Rucksack gepackt, unser Testament gemacht. Götz war zum Verteidigungsarbeitsdienst bestimmt, hätte er ihn

antreten müssen, es wäre ihm unter all den verhetzten Polen sicher schlecht gegangen, gottlob kam der Abruf nicht. Ohne Zeitung, Post, Radio hörten wir nichts anderes von der Welt als die dicken Siegesnachrichten, die das polnische Radio ausrief, und die uns unsere Leute brühwarm hinterbrachten, die nette Vogtsfrau allerdings einmal mit der halbblauen, tröstlichen Bemerkung ich möge es nur nicht alles glauben „Sie lügen ja alle!“

Am dritten Tage kam Wilfried zu Rad aus Zechau, sie hatten ihn dort ausgewiesen, da sie meinem Schwager im letzten Augenblick die polnische Staatsbürgerschaft noch rasch aberkannt und einen „Staatsadministrator“ eingesetzt hatten. Wilfried war bereits eine halbe Stunde lang mit Erschießen bedroht gewesen. Wie heilfroh war ich, ihn dazuhaben! Am vierten Tage war ganz Rybno von Flüchtlingen überfüllt, etwa 2000 Rühge ergingen sich auf unseren Wiesen. Wir meinten immer weiter, sie flohen vor der Schlacht, dabei war es Evakuierung, was aber diese Unglücklichen ebenfalls nicht ahnten. Welch ein Wahnsinn, dieses ganze Volk auszutreiben und dabei jede Wegverbindung zu zerstören, bis hin zu dem kleinen Brückchen an unserer Hauswiese. Diese Flüchtlinge waren sehr bald eine Gefahr, besonders für uns Deutsche, denn sie nahmen, was sie brauchten, und auch was sie nicht brauchten, und viele waren, wie sich nachher herausstellte, schwerbewaffnet und haben wohl schnell von der Waffe Gebrauch gemacht. Gottlob befanden sich darunter auch polnische Gutsnachbarn vor uns, die sich bei mir einquartierten, sehr bescheiden, sehr mit den Nerven herunter, mit kleinen Kindern, Großmüttern, Personal, mit Sack und Pack. Ich gab es ihnen, so gut ich konnte, und sie benutzten die Autorität, die sie noch hatten, und hielten uns die üblen Elemente vom Hals. Am nächsten Morgen, hieß es, würden wir selber flüchten müssen, alles wurde vorbereitet, unsere Leute mußten krampfhaft unsere letzten Pferde verteidigen, die uns die schwer überladenen Flüchtlinge rauben wollten.

¹⁾ Inzwischen hat sich diese an sich schon entsetzliche Ziffer bekanntlich mehr als verdreifacht. D. Schriftl.

Beim Abzug nahm mich der eine Herr in die Ecke und sagte mir auf Deutsch: Ich solle nicht fliehen, es sei denn, es käme ein extra Behördenbefehl, ich solle die Söhne hüten, damit sie mir nicht als Spione erschossen würden; vor allem sollten sie sich nicht in die Wälder verstecken, denn die würden evtl. von Militär abgesehen — das sich immer nur mal in kleinen Trupps sehen ließ — und mein Haus würde nicht in die Luft gesprengt werden! Letzteres verstand ich da noch nicht. Am Nachmittag desselben Tages wurden bei uns von einem Militärkommando vier Schober, ca. 1200 Zentner Roggen, in Brand gesteckt — gleich hinter dem Park — es brannte und stank 24 Stunden lang. Ein polnischer Gutsnachbar, der sein Auto noch hatte — den Polen wurde bei der Mobilisation ja nicht halb soviel an Anspannung usw. fortgenommen wie uns — und der in der Angst um seine eigenen Schober hinter den Brandstiftern herjagte, hat uns wahrscheinlich die übrigen Schober gerettet, indem er sich mit einigen Soldaten in unserem Gartentor aufstellte, bereit, auf jeden zu schießen — was seitens der Soldaten bewies, daß es da zwei Parteien gab — und nachher auch unsere Feldscheune bewachte. Aber es sah derartig gefährlich aus, diese aufgeregten Leute und ihre Gesten, sie fuhren Götter so an, daß ich zuerst meinte, sie wollten uns für das Feuer verantwortlich machen und wollten nun auf uns los. Alles Wilde erschreckte einen ja damals zu Tode. Rundum brannten freilich in weitem Umkreise derartig viele Schober, Riesenflamme an Riesenflamme, daß man uns wohl kaum dafür verantwortlich machen konnte, wenn man auch immerfort von „Spionen“ murmelte.

Am selben Nachmittag erschien eine Militärgruppe mit Auto in einer anscheinend geheimnisvollen Mission und hatte allerhand zu besichtigen und zu flüstern. Einige der Leute verstanden, daß in der kommenden Nacht unser Haus in die Luft gesprengt und der ganze Hof in Brand gesteckt werden sollte. Wie vielen deutschen Gutshöfen geschehen! Unser Stubenmädchen Hanka sagte es mir, sie meinte, da ich doch immer „gut“

zu ihnen gewesen sei, wollten sie es auch zu mir sein. Ich bzw. wir alle sollten ja nicht mehr im Haus übernachten, das wäre zu gefährlich. Die polnischen Vogtsleute nahmen mich und die deutsche Chauffeursfamilie auf, 11 Personen und unsere Hündin Ufa in einem kleinen, dumpfen Raum, in dem bei einer ganz kleinen, schwelenden Petroleumlampe die Frauen weinten und beteten, in dem auch noch all unsere hingeretteten Kleider-, Pelz-, Bettenbündel usw. herumlagen und die Männer zum Schlafen teilweise langgestreckt auf dem Fußboden, weil kein anderer Platz da war. Meine Jungens, der Beamte und der Vogt wachten und patrouillierten. Am nächsten Morgen, hieß es, sollten wir in die Wälder, den anderen Flüchtlingen nach, und wir hätten es auch ohne Befehl gemußt, wenn es zu der Sprengung und Inbrandsetzung gekommen wäre.

Am eins hörten wir einen starken Knall. „Jetzt springt das Schloß“, flüsterte meine kleine Freundin Irene, die jüngste Vogts-Tochter mir zu. Zugleich fingen meine jungen Susselbühner, die im alten Hause untergebracht sind, mächtig zu kreischen an. Nun plündern sie, dachte ich, sah in Gedanken das Wohnhaus einstürzen und die Trümmer auf unsere Sachen fallen. Aber es war nur unsere Bahnüberführung gewesen, die in diesem Augenblick gesprengt worden war. Kurz darauf erschienen die Soldaten, die es gemacht hatten. Sie sagten, sie sollten bei uns auf ihren Leutnant warten, der vermutlich die Sprengung hier kommandieren sollte, und sie sprachen auch vom Anstecken der Scheunen und Ställe. — Wo letzteres wirklich geschehen ist, fand man nachher das arme Vieh in Skelettreihen noch an der Kette liegend, man hatte nicht erlaubt, es herauszunehmen. — Unser leutnantverwaistes Sprengkommando nun hatte schrecklichen Hunger seit über 24 Stunden und war sehr müde. Worauf Wilfried ihnen eine warme Streu in einem Stall machte und ihnen ein opulentes Frühstück im „Schloß“ — das also bis dahin nicht gesprengt sein durfte — für den nächsten Morgen versprach. Sie schliefen prachtvoll, der Leutnant kam nicht. Um 5 Uhr Klopfen an allen Parterrefenstern des noch stehenden

Wohnhauses, es dröhnte in der Stille. Wieder Soldaten — meine Jungen liefen hin, mit ihnen zu verhandeln. Ich stand in dem kalten, grauen Morgen vor der Katentür, verlor die Nerven und dachte immer wieder, wild vor Angst: Jetzt erschießen sie dir die Kinder! Ich war wie gelähmt, außerstande, hinzulaufen. Wie leicht hätte es sein können, wie oft ist es so gegangen! Aber dieses waren auch nur Müde und Hungerige, die ebenfalls den verschwundenen Sprengleutnant suchten, außerdem deutlich verängstigt waren. Sie sagten zu Wilfried, daß sie die letzten Soldaten weit und breit wären, was wir gar nicht verstanden, da wir ja nicht ahnen konnten, daß der ganze Abschnitt hier kampfslos aufgegeben war.

Wir holten die ausgerückten Mädchen aus dem Dorf, ließen melken und gaben ihnen, d. h. den „Kriegern“, ein großes Frühstück, worauf sie mit vielem Danken und großer Beschleunigung abzogen. Was den Leutnant anbetrifft, so sind wir des Glaubens, daß die polnischen Gutsnachbarn, die bei uns Zuflucht gefunden hatten, ihn als Dank zurückgehalten haben, daher auch die Bemerkung des einen, unser Haus werde nicht gesprengt werden.

Danach trat Ruhe ein, erst himmlisch, dann ängstlich und wie mit Anheil und Spannung geladen. Die Bänden- und Hedenschützenbildung setzte ein. Alle Behörden, bis zum letzten Gendarm oder Postboten waren längst, vom dritten Tage ab, geflohen — und hatten damit demonstriert, daß sie dieses Land nicht mehr wollten, das arme Volk, die Arbeiter, sollte aber unter den unsinnigsten Vorwänden zum Weiterkämpfen veranlaßt werden — was hat das für Elend mit sich gebracht!

Nachträglich erfuhren wir, daß in dieser schwülen Periode tatsächlich die Ermordung aller Deutschen in und um Welnau und anderen Gegenden beabsichtigt war. Sie sollte schlagartig am 10. September abends erfolgen und zwar nicht durch ortseigene, sondern durch Austauschbanden, damit sie den Opfern nicht bekannt wären oder auch, damit sie im letzten Augenblick nicht weich würden. Am 10. September aber zogen am Vormittag die deutschen Soldaten ein. Als

sie unser nächstes Nachbardorf, Gr.-Rybno, betraten, ging im gleichen Augenblick ein deutscher Bauernhof an allen Enden in Flammen auf, — Haus, Ställe, Scheunen mit vollständiger Ernte. Dies war das übliche Fanal der Polen, das der Nachbarschaft sagte: Bis hierher sind sie!

Der Anstifter des Brandes, ein großer polnischer Bauer, der seinen Besitz erst im Anfang der zwanziger Jahre durch erzwungene Abwanderung eines Deutschen sehr billig — zwei Finger, ein Griff — erworben hatte, trat harmlos lächelnd den Soldaten mit einer vollen Schnapsflasche entgegen, um sie dreist zu bewillkommen und zu bewirten. Aber seine eigenen Landsleute denunzierten ihn, um sich selber weißzuwaschen, und er wurde, zumal er auch noch anderes auf dem Kerbholz hatte — Schießereien und Mordanschlag — standrechtlich erschossen. Viele Jahre lang war er unser aller Schrecken gewesen.

Drei angstvolle Wartetage hatte es noch gedauert, bis die deutschen Soldaten kamen und uns erlösten. Es ging freilich auch nicht alles so glatt, wie es hier steht, gerade in unserer Nähe, in Klekko, passierten Soldatenmorde durch Zivile und Hedenschützenkämpfe und die nötigen harten Strafen. Ich war so froh, daß keiner von unseren Leuten sich dabei beteiligt hat. Kritisch blieb die Situation noch etliche Tage, da die deutschen Soldaten gleich weiterzogen und wir uns recht ungeschützt vorkamen, zumal wir natürlich nicht eine einzige Waffe hatten, die alle bei Kriegsausbruch hatten abgegeben werden müssen. Nun erst fingen wir an, uns so recht um unsere Verschleppten zu ängstigen, besonders, als wir unser Radio — übrigens haben wir die ganze Zeit über abends nur im Dunkeln gegessen — aus sicherem Gewahrsam zurückholten und uns als erstes die Nachrichten von den entsetzlichen Morden in Bromberg und anderen Schandtaten entgegenhörten.

Aber auch da sind wir persönlich ja gnädig behütet geblieben, und vor einer Woche etwa haben wir endlich unsere erste ersehnte und ganz besonders nette Cinquartierung gehabt, lauter Sachsen...

Bei einer Landbestandsaufnahme dieser Tage waren wir übrigens sehr erstaunt,

daß in unserer engsten Umgegend auf 40 deutsche Bauern und ein Gut nur 16 polnische Bauern kamen, von denen vier noch dazu auf Höfen von seinerzeit verdrängten Deutschen sitzen, — so sehr hatten die 16 die 41 mit Hilfe der Regierung und der Behörden majorisiert... Unser früheres, langjähriges Kindermädchen Rosia, seit Jahren in Posen verheiratet und bei Kriegsausbruch hierher geflüchtet, war anscheinend genau orientiert, sie erzählte, Götz und ich hätten „nicht einen einzigen Punkt“ auf der „Liste“. Also gab es eine schwarze Liste mit den Namen aller Deutschen!

Damit wißt Ihr in Umrissen unser Schicksal der vergangenen Wochen. Von den Söhnen ist Wilfried noch hier, um den Vater zu entlasten, Götz ist auf ein vom Kriege sehr stark mitgenommenes Gut von Bekannten gegangen, um sein praktisches Jahr dort abzumachen. Der Verwalter dieses Gutes war lange vermißt, vor kurzem wurde seine verscharrte Leiche in Gnesen gefunden... Wolfgang (der jüngste Sohn) war drei Wochen als Flüchtling in Königsberg bei meiner Schwester und geht nun wieder in Danzig zur Schule.

Winter

Soßten im Zimmer so eng, ehe der Schnee fiel zur Nacht.
Dunkel kamen die Wolken, dumpf hat es vom See her gekracht.
Hört, wie das Eis birst in Donnern! Schauernd schliesen wir ein,
Aber am Morgen, o Wunder, wie klangen die Glocken so rein,
Und es schrien die Gänse, wie wilde, und flogen ums Haus,
Verschneit lagen Ställe und Scheunen, wo führte der Weg noch hinaus?
Und der Wald stand so nah, und wir ahnten: das Reh
Kommt heut abend ans Fenster, scharrt einen Gruß in den Schnee.
Sprangen wir rasch aus den Betten, Sonntag war, ach, ein Fest!
Daß doch der Großvater gleich den Schlitten anspannen läßt!
Klang das Geläut schon im Speicher, ach, uns im Herzen viel mehr,
Knirschten die Kufen im Stalle, breit war der Schlitten und schwer,
Und der Großvater lachte und hob uns bis über den Bart:
Ja, ihr kommt mit, zu den Seen, durch den Wald geht die Fahrt!
Wie die Braunen schon tanzten! Endlich saßen wir all,
Auftat das Tor seine Flügel, und mit dem Peitschenknall
Kauschten wir fort auf die Straße, und es begann das Geläut
Mit unsern Herzen zu klingen: Winter! Winter ab heut!

Herybert Menzel

Ein Wiedersehen

Erzählung von Ulrich Sander

In einer fernen Vorkriegszeit hatten manche Garnisonen der östlichen Provinzen nicht immer einen sehr guten Ruf. Es konnte vorkommen, daß irgend ein junger Leutnant in den großen, alten und guten Garnisonen des Nordens oder Westens nicht gut getan hatte, vielleicht zu viel getanzt und geliebt, was ja sonst zum Soldaten ebensogut gehört, wie das Kämpfen und Sterben. Oder daß er zu viel Geld von seinem Vater bekam und noch viel mehr ausgab. Auch zum Geld hat der Soldat seine besondere Einstellung: er hängt nicht sehr an ihm, darum gibt er es leicht aus. Das Geld, das ist für gewöhnlich etwas für die Kaufleute und Banken. Kam nun ein solcher junger Leutnant aus einer vornehmen und reichen Garnison verhältnismäßig überraschend in eine jener östlichen Garnisonen, so handelte es sich kaum, wie man auf den ersten Blick wohl hätte annehmen können, darum, eine kleine östliche Garnison etwa aufzufrischen und mit großzügigen und vornehmen Leuten zu ergänzen, damit sie sich bekannten und beliebten Garnisonen reicherer Gegenden anähnelte oder mit diesen Erweiterungen besondere Aufgaben im östlichen Raum besser erfüllen konnte, sondern es war so etwas, wie das Gegenteil einer Auszeichnung: eine Backpfeife, eine Strafverletzung. Hier im Osten hatte nun der junge, leichtsinnige Mann unter kargerem Verhältnissen sich und andere auf vielem Sand, in dichten Ruffeln, auf erstaunlich langen Märschen durch eine überraschend weite Landschaft, immer unter den Augen seiner Vorgesetzten, so heranzunehmen, daß aus ihm etwas Zuverlässigeres würde, als es vorher den Anschein gehabt hatte.

Auf diese nicht eben allzu seltene Art kam vor dem Weltkrieg einmal ein langer, wohlhabender Hamburger aus einer feinen und vornehmen hanseatischen Garnison, ein wenig stolpernd und erschauntes, hinter die Weichsel. Es ist ja viel Platz hinter der Weichsel.

Aber die weisen Vorgesetzten, die sowohl dem jungen Offizier wie dem Raum hinter der Weichsel hatten behilflich sein wollen, um es ein wenig freundlich auszudrücken, hatten nicht ganz mit dem jungen Offizier aus Hamburg und dem Raum hinter der Weichsel gerechnet.

Es ist ein altes und geschichtlich bewährtes Gesetz, daß möglichst viele Einwanderer über Elbe, Oder und Weichsel in den Osten ziehen und etwas mit sich bringen, was vorher nicht da war, und nicht minder etwas entfernen, was sie vorfinden, ihnen aber nicht recht passen will.

War es mit diesem jungen Offizier anders, als etwa mit seinen Vorfahren, die ihre Geschäftsreisen wechsellaufwärts und tief in den Osten hatten unternehmen müssen? Oder mit anderen und noch älteren Vorfahren, die etwa mit den Rittern ihre Burgen bis dicht unter die Nema gebaut hatten?

Vielleicht lag in dem jungen Hamburger noch etwas einer dunklen Erinnerung neben dem Stolz auf seine eigene hanseatische Abkunft und dem Zorn über seine eilige und plötzliche Entsendung in den östlichen Raum: er kam, meldete sich, wurde ordnungsgemäß zu einem ernsthafteren und billigeren Lebenswandel vermahnt, wie es nur eben ein Stabsoffizier kann, zu dem sie ja heute Raupenschlepper sagen. Meldete sich, eben vom Regimentskommandeur kommend, bei seinem zuständigen Major und Bataillonskommandeur, auch einem Stabsoffizier, auch einem strengen Mahner und Warner, im Anschluß daran bei dem Hauptmann, dessen Kompanie er zugeteilt worden war, und ging dann in das ihm vorsorglich beschaffte Quartier, zu Zimmermeister Malig in die Bahnhofstraße. Wer den Osten kennt, weiß, daß zwischen Bahnhof und Stadt meist eine lange Bahnhofstraße zu sein pflegt, die — und das weiß man heute nicht mehr — aus besonderen Gründen so weitläufig angelegt worden ist, sei es, daß die Kaufleute das Abwandern ihrer

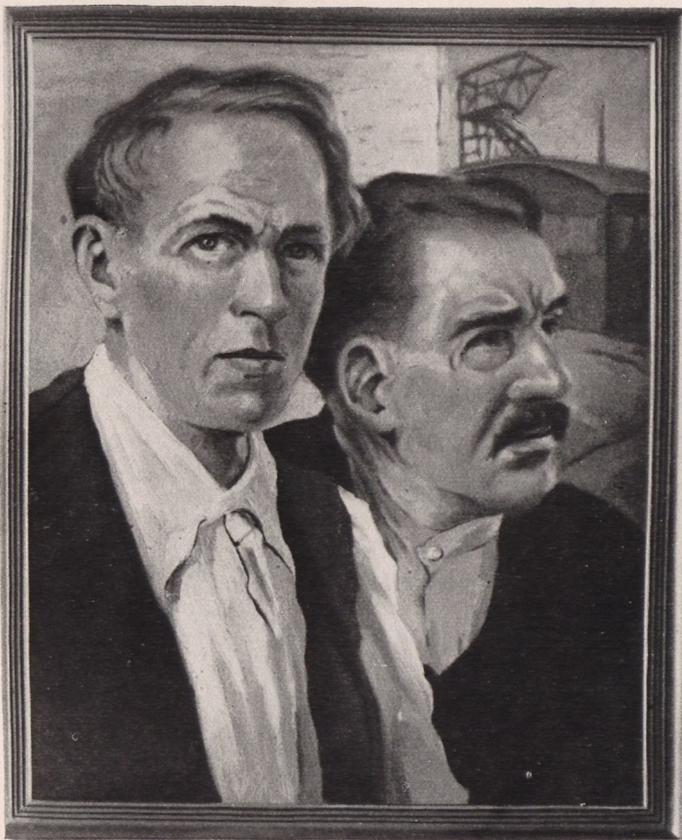
Kundschaft per Eisenbahn in bessere Einkaufsmöglichkeiten verhindern oder ein Rittergutsbesitzer sein Wild im Wald nicht unnötig gestört wissen oder andere, noch dunklere Beweggründe den Bahnhof gerade so gelegt und nicht anders haben wollten. Derartige Bahnhofstraßen eignen sich später — wer das Böse will, schafft ja meist das Bessere — sehr gut dazu, nicht nur Autobuslinien, sondern auch Zimmerhöfe anzulegen. Man hat den Bahnhof links und die Stadt rechts zur Hand, oder umgekehrt, je nachdem, auf welcher Straßenseite man sich aufbaut. Auf jeden Fall hat man genug Platz sich auszudehnen, wenn das Geschäft sich gut anläßt. Bei Malix hatte es sich gut angelassen. Er genoß in Stadt und Garnison den Ruf eines ehrenfesten, nicht ganz unbemittelten, in seinen Bauten und Rechnungen unbedingt zuverlässigen, in seinem bürgerlichen Lebenswandel strengen und darum unantastbaren Meisters, den man darum gern zu allerlei Ehrenämtern heranzog. Und da Malix gerade in einem größeren Anbau einige Zimmer frei hatte, so zog man ihn auch von seiten der Garnison heran, hin und wieder bei sich im Hause junge Leutnants unterzubringen, die von auswärts gekommen und einer besonders guten, aber auch betreuenden Behandlung einigermaßen bedürftig waren. Bei Malix wohnten sie in einem hübschen, sauberen Haus, in der Nähe freundlicher und gesicherter Leute, waren leicht zu erreichen, da Malix über einen Telephonanschluß schon sehr frühzeitig verfügte, und konnten nicht allzu leicht auf Abwege geraten, weil Malix auf Ordnung in seinem Hause und Betriebe Gewicht legte.

Hier zog also auch der junge Hamburger ein. Der Osten hatte ihn verschluckt, wie er schon so manchen verschluckt hat. Aber — er hat ihn nicht aufgefressen können, denn ein richtiger Hamburger bleibt ein Hamburger, auch wenn er in den Osten geht. Darin bestand schon der Kolonisationswert hanseatischer Vorfahren, sie lebten und bauten so, wie sie es für richtig hielten, und richteten sich nicht nach den Ostlichen, sondern bestanden darauf, daß es umgekehrt der Fall war. Der junge Offizier machte bei dem Ehepaar Malix seinen pflichtschuldigen

Antrittsbesuch und wurde mit der gebührenden, jedoch nicht unfreundlichen wenn auch ein wenig mißtrauischen Zurückhaltung aufgenommen, die hier nach allen vorliegenden, natürlich vertraulichen Nachrichten am Platz zu sein schien. Übrigens verstand man sich nicht schlecht, denn man stammte beiderseits ja aus dem sogenannten freien Berufsleben. Übrigens waren auch zwei frische und nicht häßliche Töchter im Hause, die nicht etwa, wie man meinen könnte, dazu da waren, sie unverzüglich um ihre Hand zu fragen, sondern sehr wohl zum soliden Geist des Hauses Malix insofern beizutragen, weil mit Rücksicht auf sie andere und etwa leichtfüßigere Personen weiblichen Geschlechts, womöglich in der Dunkelheit, nicht in das Quartier mitzubringen waren.

Auch weiterhin ließ sich das Verhältnis zwischen dem jungen Offizier und der Familie Malix freundlich an und ging bald weit über das reine Mietzverhältnis hinaus. Der Leutnant war im Besitz eines eigenen Pferdes, einer braunen Vollblutstute, eines Pferdes, wie es außer ihm niemand im Regiment besaß. Darum mußte er dienstlich ja auch zu Fuß marschieren, es sei denn, man würde ihn früher oder später als Adjutanten bestellen oder der nagelneuen MGR. zuteilen. Damit aber war keineswegs zu rechnen. Und so ritt der Leutnant sein schönes Pferd in den Mußestunden außerdienstlich zu seinem eigenen Vergnügen. Er ritt es gut. Und über dies bewundernswerte Pferd fanden sich die Herzen zweier Pferdekenner, seins und das des Zimmermeisters Malix, wenn auch kaltblütiger Herkunft, zu einer innigen Pferdefreundschaft, die bald eine Männerfreundschaft wurde, zusammen.

Der junge Hamburger war ein Eroberer von Frauenherzen gewesen und darum hierhergekommen. Es gelang ihm, sich mit seinem bezaubernden Wesen und seinen vorzüglichen Umgangsformen in ein weiteres Herz einzuschleichen, in das der Frau Zimmermeister Malix, die einen solchen Mann noch nie in ihrem Leben zu sehen bekommen hatte. Selbstverständlich trug es sich in jenen Formen zu, die die Menschen „in allen Ehren“ zu nennen pflegen, was eigentlich bedeutet, daß es nicht darauf ankommt, was



Arbeitskameradschaft
Gemälde von Hans Neumann

sich zuträgt, sondern wie es sich zuträgt. Und das ist recht so. Es war ein Cavalier ins Haus gefallen, den man offensichtlich das Unrecht angetan hatte, ihn hierher zu verbannen. Das war sehr bald die Ansicht der Frau Zimmermeister Malix, von der sie häufig Gebrauch machte, daß es nicht nur im Hause Malix, sondern bald in der ganzen Bahnhofstraße geglaubt wurde und sich anschließend in der ganzen Stadt verbreitete, in der Frau Zimmermeister Malix eine Reihe bedeutungsvoller Ehrenämter bekleidete. Nur eine Ausnahme: das Regiment glaubte es noch nicht. Der Leutnant hatte es noch zu beweisen. Er hat es später auf seltsame Art bewiesen.

Es ist die leider heute aussterbende Eigenart des Norddeutschen, daß er zwei Rauschgifte mit sich zu führen und in seinem Umkreis zu verbreiten pflegt, die leider Devisen kosten. Niemals würde ein fürsorglicher und sparsamer Staat diese Devisen zur Verfügung stellen, hielte er nicht auch im Lauf der Zeit, abgesehen von seinen eigenen und sonstigen Vorteilen bei diesem Geschäft, diese beiden Rauschgifte wie der Norddeutsche für Nahrungsmittel und nicht für Genußgifte. Der Ausdruck Rauschgift ist darum auch nicht richtig, denn beide sind nicht giftig und das ist ein schlechter Norddeutscher, der sich an ihnen herausuchen wollte, müßte oder könnte. Es handelt sich um den Rotzpon und die Brasilzigarren.

Der junge Offizier führte sie allerdings mit sich und ließ seinen Wirt hin und wieder an ihnen teilhaben. Ein Mann! Ein Mensch! Ein Cavalier! Ein Pferd! Ein Weinchen! Ein köstliches Kraut! Das war das Urteil des Hauses Malix über den Verbannten. Einen so sauberen und adretten Menschen hatten sie noch nie im Hause gehabt. Nicht solch ein Pferd. Nicht entfernt solchen Wein, von den Zigarren ganz zu schweigen.

Und noch eins, was sich vielleicht ganz anders entwickelte, als viele gedacht hatten: das Verhältnis des jungen Offiziers zu den beiden Töchtern seiner Wirtsleute. Es war ein Verhältnis zu, nicht mit ihnen. Ein entzückendes Verhältnis, denn die beiden erwachenden und erwachenden Mädchen, stramm und derb wie Buchenholz, groß und stattlich

wie junge Baumstämme, von jener östlichen Biegsamkeit und Mollmelodie, wie sie in den Volksliedern klagend und sehnlich vorkommt, mit dichtem, wucherndem, dunklen Haar, jenen großen, schwimmenden Augen, wie sie schon Homer mit denen der Kühe zu vergleichen für richtig befunden hat, und allen ihren jungen und reichen Schönheiten der sichtbaren Leiber, der verschwiegenen Seelen und des nicht immer hier unbedingt notwendigen Geistes, sofern er nicht für den gesunden Menschenverstand unentbehrlich ist, mochten den jungen, schönen, blonden Mann gern. Nicht mehr. Und umgekehrt. Er ließ sie wohl einmal auf seinem kitzligen Pferd reiten, spielte mit ihnen auf dem weiten Hof Ball, saß mit der Familie sonntagsnachmittags wohl auch in der Laube und trank Kaffee, aber nicht mehr. Es war eine öffentliche, aber gute Freundschaft. Heimlich konnte es wohl einmal kommen, daß die beiden Mädchen, war der Leutnant im Manöver, seine beiden Zimmer betreten und beschnupperten, aber nicht mehr. Es war alles so gediegen und kostbar in den Zimmern, daß man sie einfach einmal betreten haben mußte. Es duftete merkwürdig, so männlich und doch so fremd, nach ausländischen Wohlgerüchen und blütenweißer Wäsche, nach schwerem, süßem Tabak wie nach fernem, ganz unvorstellbar vornehmen und reichen Bräuten. Dazu jener Hauch Tragik darüber, daß man einen solchen Menschen ausgerechnet hierher verbannt hatte.

Nur eine kurze Bemerkung über das Verhältnis des Regiments zu seinem Fremdling und umgekehrt: es war korrekt und blieb korrekt. Über die Korrektheit hinaus erwärmte es sich, als der Verbannte in einigen Winterarbeiten zeigte, was er konnte. Wenn er nur eben wollte. Aber nicht, wenn er mußte. Dazu war er eben ein freier und stolzer Norddeutscher. Pfiff man ihn an, und er wurde schon angepiffen, so verstummte er und behielt verbindlich seine lange und schmale Hand am Helm, bis der kleine, dicke und aufgeregte Major fertig war. Was sollte er auch wohl weiter tun? Mit seinem Hauptmann stand er sich gut. Der Oberst mochte den jungen Mann nicht ungern. Auch die Frau Oberst und Regimentskommandeur fand ein gezie-

mendes Wohlgefallen an dem jungen, nicht häßlichen und wohlgezogenen Menschen.

Kurz vor dem Weltkrieg, als eine gewisse Bewährungsfrist abgelaufen war, ließ es sich nicht mehr verhindern noch verheimlichen, daß der Verbannte einer der besten Offiziere des Regiments war, nicht nur einer der wohlhabendsten, der bestaussehenden und der bestangezogenen. Man wollte ihm und seinem Pferd nicht länger Unrecht tun und steckte ihn endlich in die MGR., eine große Auszeichnung.

Eines frühen Morgens ist er dann, vielmals verabschiedet und bewinkt vom Hause Malix, die lange Bahnhofstraße entlang zum Bahnhof marschiert und in den Krieg gezogen.

In diese Garnison ist er nicht wieder zurückgekommen, sondern hat wohl erreicht, wieder zu seinem alten Regiment zu kommen. Berichtet wurde über ihn nur das Beste.

*

Fünfundzwanzig graue Jahre später hat es sich ereignet, daß es um den Bahnhof jener kleinen Stadt hinter der Weichsel schoß. Nicht mit Platzpatronen, wie früher, als jener Verbannte und nun Vergessene in einem sagenhaften Regiment hier gestanden hatte, hin und wieder mit den Rekruten üblich.

Es schoß mit Kanonen und Maschinengewehren hin und her. Gepanzerte Wagen rollten die Bahnhofstraße entlang. Der Bahnhof brannte und auch das Malixsche Haus stand in Flammen.

In der Stadt brannte und schoß es aus Fenstern und Dächern. Es knallte und schrie in den Straßen.

Da ist plötzlich hoch zu Pferde, mit seinem ganzen Stab und einigen Schwadronen ein General mit roten Hosen die Bahnhofstraße entlang gepreßt und hat bei Malix auf dem Zimmerhof gehalten, als wüßte er hier genau Bescheid, hat im brennenden Haus nach Leuten gesucht und gerufen und ein altes Ehepaar noch rechtzeitig aus seinem Versteck hinter dem Kohlenkeller herausgeholt.

Der General hat rasch nach den beiden Töchtern gefragt und eine Schwadron auf das Land zu einem bestimmten Gut entsandt, auf dem die eine Tochter verheiratet war, sich selber aber mit seinem Gefolge in die Stadt gegeben, wo in

einem bestimmten Bürgerhaus die zweite Tochter verheiratet wohnen sollte. Nach zwei Stunden hatten die Eltern Nachricht in ihren Händen, daß beide Familien am Leben und in deutscher Hand geborgen seien.

Die Nacht hat der General in der Kaserne der früheren MGR. zugebracht und ist frühmorgens wieder weiter nach Osten gegangen.

In den weiten Raum hinter der Weichsel, in den Ritter und Kaufleute früher über Elbe und Oder zu ziehen pflegten.

Diesmal war es unter besonderen Umständen ein General gewesen, der seinen Einzug gehalten und ein Wiedersehen mit Menschen gefunden hatte, die seiner bedürftig waren: ein Dank für Früheres, als ein Verbannter freundliche Unterkunft in diesem Hause gefunden hatte.

Sonst war es noch immer dasselbe, nur daß sich die Grenze inzwischen hin und her bewegt hatte.

Das ist bei den weiten Räumen hinter der Weichsel nicht anders, als schiene heute die Sonne, morgen käme von Osten her eine dunkle Bank mit ihrem Schnee, übermorgen von Westen her warmer Regen aus tiefhängenden und eiligen Wolken.

Eines Tags scheint dann wieder die Sonne.

Übrigens hat der alte Zimmermeister Malix sein Haus erst in Ruhe herunterbrennen lassen und ist, als es in der Asche noch glimmte und flackerte, alsbald mit seinen Leuten daran gegangen, die Trümmer abzufahren.

Er gedachte, sich ein größeres Haus zu bauen und — es brennt im Osten leicht einmal etwas herunter. Aber wenn aus Norden, Westen und Süden immer wieder neue Menschen über Elbe, Oder und Weichsel herankommen, so wird es jedesmal ein wenig größer und besser wieder aufgebaut.

Einmal hat es dann doch seinen endgültigen Zustand erreicht.

Wie ja auch aus einem leichtsinnigen und dann verbannten Leutnant — vielleicht nicht ganz ohne Zutun des Ostens — ein General werden kann, der mit seinem Korps gerade zur rechten Zeit in den Raum hinter die Weichsel gekommen war.

Die tausend Tode von Kamenz

Erzählung von Karl Herma

An den Schießscharten der Festungsmauer von Kamieniec Podolski standen in der Julihitze des Jahres 1672 in erregtem Gespräch drei Männer. Die Getreidfelder wogten im Sommerwind, Lerchen stiegen in die Luft, der Himmel war klar und blau. Aber keines Schnitfers Hand regte sich und die üppigen Weiden waren leer. Eine rätselhafte Stille schwang über den Feldern, eine Stille, die den Atem benahm und ans Herz griff.

„Es ist vergeblich“, rief zornig der Starost Potocki, der Befehlshaber von Kamieniec Podolski aus, „wie können wir den riesigen Heeren der verbündeten Türken, Tataren und Kosaken auch nur einen Tag widerstehen? Nutzlose Aufopferung unserer kleinen Besatzung. Auf jeden von uns lauern tausend Tode.“

„Aber wenn jeder von uns entschlossen ist, um seiner Soldatenehre willen tausend Tode auf sich zu nehmen“, entgegnete mit blühenden Augen der Artilleriemajor von Hekling, dann vermögen wir uns wohl noch einige Tage zu halten, bis Entsatz kommt, vielleicht auch einige Wochen. Wer kann, ehe der erste Sturm vorüber ist, darüber urteilen?“

„Ein Verteidigungsversuch könnte vielleicht gemacht werden“, suchte der dritte der Männer, der Stellvertreter des Starosten, zu vermitteln, „es ist nach den ersten Stürmen immer noch möglich, durch Übergabe der Schlüssel einen ehrenvollen Abzug zu erreichen“.

„Ein schlechter Soldat, der schon an Übergabe denkt, noch ehe der erste Sturm vorüber ist“, sagte zornig Major Hekling, „wir Deutschen denken an keine Übergabe, und solange ich meine deutsche Artillerie befehlige, werden die Schlüssel dieser Feste eher von meinen Granaten zerschossen, als daß sie in die Hände der Tataren gelangen.“

„Es ist nicht irgend ein Haufe Kriegsvolks“, wandte der ergraute Starost Potocki ein, der wiederholt schweren Stürmen standgehalten hatte, „nach den letzten Berichten unserer Rundschafter ist es der türkische Teufel Ibrahim selber, der geordnete türkische, tatarische und kosakische Heere gegen dieses winzige Verteidigungsneß führt. Hätte man uns nur die Mittel gegeben, die Festungswerke instandzusetzen, dann wäre ich der letzte, der von Übergabe und Rückzug spräche. Es sollen mehr als tausend auf einen von uns kommen.“

„Es ist eigentümlich“, räusperte sich Major Hekling unwillig, „daß bei Euch Polen stets irgend etwas nicht klappt. Den großen Worten folgen nur selten große Taten. Aber, wie gesagt, Ihr mögt tun, was Ihr wollt, die Deutschen ergeben sich nicht.“

Potocki wandte sich unwillig ab. Ihm folgte Alß, die Achseln zuckend.

„Tausend gegen einen! Tausend Tode gegen uns“, rief Major Hekling aus, sich reckend. Das heißt: tausend neue Kräfte in unsere Adern, tausendmal dem Tode gestrotzt! Wir haben dreihundert Fässer Pulver, und Munition, um ein ganzes Heer zu vernichten. Ich übergebe kein Pulverfaß und kein Geschütz. Wer mit mir halten will, der ist mir willkommen.“

Lachend sprang der alte Haudegen von der Mauer herab, eilig in die Bastion schreitend, wo ihn die Offiziere seiner Truppe ungeduldig erwarteten. Als er die Tür aufriß und mit festem Schritt ins Zimmer trat, wußten die meisten sofort, daß dies Kampf bedeutet.

Major Hekling machte nicht viele Worte: „Kameraden“, sagte er, „wir haben in vielen Schlachten geblutet und sind in Wunden groß und stark geworden. Was aber morgen auf uns wartet, das

ist keine Schlacht mehr, das ist die Hölle. Der türkische Teufel Ibrahim selbst kommt mit seinen blutdürstigen Scharen. Tausend und mehr gegen einen von uns. Aber unsere Festung, unsere Bastionen sollen ein einziges Geschütz sein, ein einziges Pulverfaß, wenn die Not dazu drängt. Wir wollen aushalten — oder sterben! Seid Ihr dazu bereit?"

Zustimmendes Gemurmel antwortete ihm. Er kannte seine deutschen Kanoniere. Er kannte auch Potocki und den polnischen Unterführer Alß. Er wußte, daß Polen in seinem Kampf gegen den Osten den größten Teil seiner Erfolge deutschen Söldnern und deutschen Offizieren verdankte. Er wußte, daß diese polnische Erde mit Strömen deutschen Blutes getränkt war, daß deutsche Menschen ein ewiges Recht auf diese Erde besaßen, die sie hundertmal verteidigt und hundertmal zurückerobert hatten. Er wußte, daß von den goldenen polnischen Versprechungen nicht viel zu halten war, daß Andank der polnische Lohn war. Und dennoch, dachte er, und dennoch! Vielleicht kommt einmal der Tag, an dem die Deutschen sich auf diese Blutzeugen ihrer Söldner und Offiziere zu berufen vermögen, vielleicht kommt einmal die Stunde, in dem die letzte große Entscheidung im Osten heranreißt.

+

Er ließ die Mannschaften zum entscheidenden Appell antreten, zählte sie. Es waren eintausendeinhundert Mann, unter ihnen mehr als achthundert deutsche Soldaten, der Rest Polen. Laski, ein junger polnischer Offizier, trat auf ihn zu: „Auf uns kann man rechnen, Herr Major“, sagte er, „wir wollen siegen oder sterben. Mag der Adel in seiner Verwirrung auch anders beschließen, der ja oft das Blut seiner polnischen Söhne verraten und verkauft hat, wir stehen hier als Soldaten und nicht als Unterhändler.“

Heklings Blick streifte wohlgefällig das Antlitz des jungen polnischen Offiziers. „Wären alle wie du, dann beruhigte sich das Land bald. Aber ihr seid ein unruhiges Volk, das selber nicht weiß, was es eigentlich will, das bald in Verzweiflung die Waffen ablegt, bald in hochtönenden Worten von der Beherrschung des ganzen Ostens träumt. Aber ich freue mich, daß gerade unter meinem Kom-

mando auch Polen anderen Schlages kämpfen. Wären alle wie du, wir fürchteten uns vor tausend Toden nicht. Mag Kamens auch ein Schutthaufen werden, unsere Soldatenehre bleibt unbefleckt.“

Vor den angetretenen Soldaten hielt er eine zündende Ansprache. „Soldaten“, sagte er, „wir stehen hier nicht nur als Kämpfer, die die Soldatenehre zu verteidigen haben, wir sind hier auf den blutgetränkten Feldern des Ostens auch ein Teil des großen deutschen Volkes, dessen Ehre wir zu verteidigen haben, und sei es mit dem Tode zu besiegeln haben! Wer von euch wegziehen will, dem sei diese Bitte gewährt. Es soll kein böses Wort auf ihn fallen. Wer aber hier bei mir bleiben will, und sei es auch nur, um einen verzweifeltsten Kampf zu kämpfen, der bleibe hier.“

„Wir bleiben“, riefen tausend Stimmen, „wir bleiben!“

„Und nun ans Werk!“ schrie Major Hekling, „höchste Bereitschaft!“

Er ging festen Schrittes zur Stadt hinunter, die einen jämmerlichen Eindruck machte. Was war von den starken Befestigungswerken, die vor mehr als vierzig Jahren der berühmte deutsche Artilleriegeneral Theo von Schoenburg errichtete, übriggeblieben? Zu einem Neuaufbau der Bastionen fehlten die Mittel, wie es in Polen immer der Fall war. Und nun auch die Zeit. Mit großen Worten hatte man ihn in die Festung gelockt, die er hier zu verteidigen hatte. Und diese Festung war Stückwerk und Bruchwerk.

Auf der Straße gegen Kamens erblickte er einen Reiter, der auf die Stadt zu galoppierte. Rasch schickte er ihm einen Offizier entgegen. In wenigen Minuten stand der Reiter erschöpft vor ihm, hielt zwei Schreiben in der Hand, das eine versiegelt, das andere halb geöffnet.

„Führt ihn in meine Bastion“, gebot er, aber mit rascher Überlegung zum Boten gewandt, sprach er zu diesem: „Reitet zurück, solange es noch Zeit ist, wir stehen auf einem toten Feld.“

Indem sich der Reiter erschrocken in den Sattel schwang, nachdem er sich den Empfang der Briefe hatte bestätigen lassen, brach Major Hekling das Siegel auf und las: „Entsatz nicht möglic. Rückzug nach freiem Ermessen.“

Er erbrach das zweite Schreiben, das in deutscher Schrift abgefaßt war. Es war ein Brief aus der Heimat, aus Preußen. Die Mutter war gestorben, die Schwester rief ihn auf das Gut zurück, denn sie wollte heiraten.

Mit schweren Schritten ging er zu einem grünen Rasenleck der großen Bastion und ließ sich darauf nieder. Das Bild seiner preußischen Heimat stieg vor ihm auf. Er sah den wohlbestellten Gutshof, die alte Bank unter der Linde, auf der er mit der Mutter am Abschiedstage gesessen. Wie hatte sie doch gesagt: Tausend Tode warten auf dich in Polen, mein Junge. Denk doch nur! Aber hier nur einer. Und was hatte er in jugendlichem Übermut von zwanzig Jahren geantwortet? Ich will tausend Tode, Mutter, nicht einen! — Geh, mein Junge, geh, hatte sie gesagt, aber vergiß deine deutsche Heimat nicht, und vergiß nicht, daß du ein deutscher Junge bist! Trau nicht polnischen Versprechungen. Der Pole ist falsch und glatt. Seine Niedertracht verdeckt er durch Höflichkeit.

So war er denn gegangen. Und hatte nicht vergessen, daß er ein deutscher Mensch war, all die langen Jahre nicht. Nicht, als er als junger Leutnant in Weißrußland gefochten, nicht als er als Artilleriehauptmann ganze Kosaken-schwärme in die Hölle geschickt. Nicht, als er in Wolhynien und Podolien die Feinde attackiert, in der Ukraine gekämpft und gelitten.

Und dennoch! Warum gerade jetzt? Vielleicht hatte die Mutter auf ihn gewartet. Sie war ja schon jahrelang nach Vaters Tode allein, und schon bei Vaters Tode hatte sie ihn nach Hause gerufen. Er aber war nicht gekommen. Es galt ja damals gegen die Moskowiter zu kämpfen. Und er hatte ihnen zwanzig Geschütze weggenommen und fünfzig Fässer mit Pulver.

Krieg, Krieg und Krieg, das war sein Leben nun schon zwanzig Jahre lang. Sehnte er sich nicht schon ein wenig nach Ruhe, nach Frieden? O wer einmal so richtig Pulverdampf gerochen, vergißt ihn sein Lebtag nicht. Und über Krieg und Tod hatte er alles vergessen: Heimat, Vaterland, Vaterhaus.

„Ich will tausend Tode, Mutter vergeiß“, flüsterte er vor sich hin und ein paar Tränen rollten über seine wetterharten Wangen, „und diese tausend Tode kommen jetzt, jetzt. Warum nur jetzt?“.

Alß, der glatte Bizestaroß stand vor ihm. „Botschaft gekommen?“ fragte er lächelnd. Major Hekling zeigte ihm den Brief aus der Heimat. Alß überlas ihn, drückte sein Beileid aus, fragte lauernd: „Vielleicht ist es noch Zeit?“ Forschend suchte er in des Majors Augen zu lesen. Der ward plötzlich todernst. „Ja, es ist Zeit, an die Arbeit zu gehen“, sagte er fest. „Die Vorhutens Ibrahim Scheitans hocken dort drüben am Waldbrand.“

Er ließ Alarm blasen. Im Nu waren die Bastionen besetzt. Sechsfünfzig Feuerschlingen richteten sich gegen das heranziehende Heer. Aber noch blieb es still. Kein Schuß fiel.

In der Abenddämmerung begannen die Getreideselder zu brennen, der Wind trieb die Flammen dem Tatarenheere zu, das von einer Rauchwolke verdeckt wurde. Das Geheul der Tataren hörte man bis in die Bastionen. So mancher Kanonier erzitterte. Als sich der Rauch verzog, standen im grellen Mondlicht die Tataren da, rechts von ihnen die Kosaken, links die Türken. Mehr als hundert Feuerschlingen streuten ihren Granatenregen auf die kleinen, armeligen Bastionen. Die deutschen Kanoniere antworteten mit wohlgezieltem Feuer, und beobachteten freudig, wie sich die Reihen der Tataren lichteteten. Die ganze Nacht währte der Kampf, aber immer wieder griffen nur die Tataren an, von denen einzelne Trupps bis unter die Mauern kamen. Erst als beim Aufgang der Sonne die ermüdeten Soldaten von Kamenz auf einige Stunden Ruhe hofften, wälzten sich die Kosaken mit lautem Getöse gegen die Festung, sie von allen Seiten einschließend. Verzweifelt mehrten sich die deutschen Soldaten der kleinen Bastionen. In den Gräben lagen die Toten, aber auch das Feld um die Bastionen war mit Leichen übersät. Die Angreifer hatten große Verluste erlitten.

Bis Nachmittag dauerte der ungleiche Kampf. Dann schwiegen plötzlich die türkischen Geschütze. Ein Unterhändler kam zur Festungsmauer. Alß ließ ihn sogleich

eintreten. Ibrahim Scheitan gewähre allen freien Abzug, wenn sie die Schlüssel der Festung übergäben. Es sei Unsinn, sich länger zu verteidigen. In den nächsten Stunden müsse Ramens fallen. Er warte bis Sonnenuntergang auf Antwort. Wenn bis dahin die Schlüssel der Festung nicht in seinen Händen seien, befehle er allgemeinen Sturm, niemandes Leben werde geschont.

Der Unterhändler wartete lange. Im Zimmer Potockis, der im Fieber auf seinem Bett lag, gab es noch einmal eine lange Auseinandersetzung zwischen den drei Männern. Potocki riet zur Übergabe, und Alß wollte die Schlüssel zur Festung behalten. Major Hekling verließ mißmutig das Zimmer. „Solange wir Pulver haben, schießen wir“, war sein letztes Wort.

Er eilte zu seinen Kanonieren. „Schlaft, Kinder, schlaft“, rief er, „bis zum Abend haben wir Ruhe. Sechs Stunden Waffenstillstand.“

Er versuchte selber zu schlafen. Aber er vermochte es nicht. Kaum, daß er die Augen schloß, stand die Mutter vor ihm, und ihre Augen suchten in den seinen zu lesen. „Komm doch, Junge, komm“, sagten sie. „Einmal wohl möchte ich dich sehen, ein einziges Mal nur noch.“ Und dann erloschen die Augen der Mutter, im Totenkleid lag sie auf dem weißflinernen Bett. „Hier nicht mehr“, sagte Hekling leise vor sich hin, „hier auf dieser Welt nicht mehr, Mutter, aber in einer schöneren Welt, Mutter, in der es keinen Tod und keinen Kampf, kein Blut und keine Wunden mehr gibt, sondern nur helle, frohe Seligkeit, Mutter.“

Ein Kanonenschuß schreckte ihn auf. Er fiel auf die Knie, die Hände zum Himmel erhoben. „Verzeih, Mutter, ich bitte dich, verzeih deinem Jungen!“

„Draußen liegen die Kanoniere noch schlafend um ihre Geschütze. Es waren blondsträhnige, kräftige deutsche Bauernsöhne. „Ihr solltet die Felder bebauen, Garben binden, den Roggen schneiden, den Pflug fahren“, stammelte Major Hekling.

Er ging in den Pulverturm, sah die dort aufgestapelten Pulverfässer liegen, ein Gedanke durchzuckte sein Gehirn, aber er verwies ihn. In den Bastionen lagen

überall Pulverfässer aufgehäuft, Munition, um alle Tataren und Türken in die Luft zu sprengen.

Der Abend kam. Rotglühend ging die Sonne unter. In einer Stunde würde der Mond dasein, rechnete Major Hekling. Dann brauchte man nicht im Finstern zu kämpfen.

Alß trat zu ihm, die Schlüssel der Festung in der Hand.

„Die Zeit läuft ab“, sagte er langsam. „Ibrahim wartet nicht. Zweihundert Geschütze sind auf unsere Bastionen gerichtet. Es ist Irrsinn, Major.“

„Mag sein! Von den unsern sind seid gestern vierundzwanzig gefallen, und von ihnen viele hundert. Ist das eine gute Rechnung? Wenn wir eine Woche aushalten, Munition und Lebensmittel sind in Hülle und Fülle da — wenn wir zwei Wochen aushalten —“

„Unsinn“, rief Alß, „in dieser Nacht entscheidet es sich. Es sind ihrer mehr als zweihunderttausend, die hundert solche Heere zermalmen können, wie wir eines sind. Wir sind nur einige mehr über tausend.“

„Wir warten diese Nacht noch ab“, entschied Hekling, und ließ Alß stehen, der ihm wütend nachblickte.

„Ruhlose Schlächtere!“ murmelte dieser und ging in seine Bastion, eigene Pläne fassend.

Helle Trompeten weckten die Schläfer. Die Dämmerung brach ein. Major Hekling hatte sich seine schönste Waffenbluse angezogen, den Ehrensäbel umgeschnallt, die Kappe hielt er in der Hand, und so schritt er in die kleine Kapelle der Festung. Schon oft war dort für die Soldaten Gottesdienst abgehalten worden, niemals aber war ein Gottesdienst vielleicht so notwendig, wie gerade heute.

Als die Kanoniere in die Kapelle traten, stand dort der alte Bastionspfarrer und hielt das leuchtende Kreuzifix in den Händen.

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöre mein Rufen!“ begann Major Hekling mit lauter Stimme zu singen und die Soldaten setzten ein. Die Tore der Kapelle standen weit offen, denn kaum ein Viertel der Leute fand in dem kleinen Gotteshause Platz. Alle aber sahen den

erleuchteten Altar und den weißhaarigen Pfarrer davor.

Als das Lied verklang, begann der Pfarrer zu sprechen. Er erinnerte die Kanoniere an ihre Heimat in Preußen, und dem Rheinland, an ihr Vaterhaus und ihre Angehörigen. Er ermahnte sie, treu und aufrecht den Kampf auszufechten, der nun einmal begonnen habe. Sie sanken alle in die Knie, als er den Segen sprach, von der Größe der Stunde überwältigt. Lange lagen sie in stillem Gebet.

Schon donnerten die ersten Geschütze der Türken und spieen Tod und Feuer in die kleine Festung, da erhoben sich die deutschen Kanoniere und liefen an ihre Posten. Bald brüllten fünfzig Geschütze der Belagerten in die anstürmenden Kosaken und Tataren. Es kam eine blutige entsetzliche Nacht.

Als der Morgen graute, lagen wohl zwei der Bastionen zerschossen da, doch die Türken und Tataren waren nicht in die Festung gekommen. Mit Sonnenaufgang stürzten sich frische Kampftruppen der Türken auf das kleine Häuflein der Verteidiger. Sie wurden immer wieder abgewiesen, und die Geschütze der deutschen Kanoniere mähten furchtbar unter ihnen. Wohl ersehnten viele die Mittagstunde, weil sie hofften, nun wieder schlafen zu können, aber am Nachmittag erfolgte ein allgemeiner Sturm, der nur mühselig abgewehrt werden konnte.

„Noch einmal so“, sprach Major Hekling, „und dann sind wir fertig.“

Bei einbrechender Dämmerung schickte Ibrahim Scheitan noch einmal einen Unterhändler in die Festung. Wenn die Festung am nächsten Morgen nicht übergeben werde, wolle er jeden der Verteidiger bei lebendigem Leibe verbrennen lassen. Als wußte, es sei alles völlig nutzlos. Aber Major Hekling blieb fest. „Am nächsten Morgen“, sagte er, „erst will ich ein wenig schlafen.“

Der Morgen kam. Trübe und regnerisch brach er an. Als sich die Soldaten zu ihren Schießscharten und Kanonen schleppten, stand der Unterhändler am Tor der Bastion. Als fragte nicht mehr.

Er schickte die Schlüssel an Ibrahim Scheitan, ging selber mit dem Unterhändler ins türkische Lager. Jedoch Major Hekling ließ das Tor von neuem schließen. Noch einmal wandte er sich an die Soldaten: „Kameraden! Sollen wir den Türken trauen und uns ergeben?“ „Nein“, scholl es ihm entgegen.

Von neuem sprachen die Geschütze. Verwundert horchte Ibrahim, die Schlüssel der Feste in den Händen. In sinnloser Wut sprang er auf und führte selber die Hunderttausende gegen die Bastionen. Ein entsetzliches Ringen begann.

Angezählte Tausende stürmten in endlosen Scharen gegen die kleine Feste.

Major Hekling sammelte die Getreuen, die ihm noch übrig geblieben waren in der Bastion beim Pulverturm. Und indes die türkischen Granaten wie Hagelkörner in die Festung regneten, schwiegen plötzlich die deutschen Kanonen. Die Tataren und Türken, die Kosaken und ihre Söldner stürmten gegen die Bastionen mit ohrenbetäubendem Geheul.

Major Hekling empfing die Feinde mit furchtbaren Kartätschen. Noch wußte niemand, was sich eigentlich vorbereitete, als Hekling auf einmal schrie: „Achtung, Kameraden! Zum letzten Appell angetreten!“

Er saß auf einem Pulverfaß, nahm nun lächelnd eine brennende Lunte in die Hand und schob sie sachte unter den Faßboden. Die Umstehenden begriffen ihn kaum, verstanden auch nicht, als er lachte: „Tausend Tode, Mutter, und nicht einen!“

Da flog der Pulverturm in die Luft und mit ihm zweihundert Faß Pulver und im nächsten Augenblick die zerfetzten Leichen von achthundert deutschen Kanonieren und Soldaten, mit ihnen aber tausende der anstürmenden Feinde.

Als die erschreckten Feinde am nächsten Tage das Trümmerfeld absuchten, fanden sie einen halben Säbel, und auf der zer-rissenen Scheide eingeritzt die Worte, die kaum Als verstand, der sie mit sich nahm: Zu meiner und der deutschen Ehre, Mutter, tausend Tode!

Walter Sperling

Lob der ostdeutschen Kleinstadt

Es ist durchaus kein Zufall, daß unsere schöne ostdeutsche Heimat so reich an kleinen Landstädten ist, die meist im Schatten trutziger Ordensburgen oder wehrhafter Mauern die Zeit verträumen, äußerlich kaum berührt von ihrem Strom. Fast alle sind vor vielen Jahrhunderten Bollwerke des Schritt für Schritt vordringenden Ordens gewesen und blieben Siedlungen, nachdem die Mission des Ritterordens längst erfüllt war. Nur wenige Städtchen haben sich besonders entwickeln können; der weitaus größte

Teil ist kaum über seine früheren Mauergrenzen hinausgewachsen, und auch die kleinen Marktflecken haben ihr Gesicht im Laufe der Jahrhunderte nicht wesentlich verändert.

Alle diese kleinen Städte — Mohrungen, Saalfeld, Treuburg, Heiligenbeil, Frauenburg, Darkheim, Goldap, Bartenstein, Gerdauen, Köffel, Drengfurt, Barten, Labiau, Fischhausen, Kulm, Schwetz, Neuenburg, Dirschau usw. — sind es wohl, die wir so ins Herz geschlossen haben, deren Behaglichkeit in uns den Begriff „Heimat“ vertieft, und die wir uns nicht wegdenken können aus dem Oberland, dem Ermland, aus Natangen, dem Samland, aus Masuren, aus der Memelniederung und dem Weichselgau, an Flüssen und Seen, zwischen dunklen Wäldern und grünen Tälern . . .

Die ostdeutsche Kleinstadt überrascht durch zwei gleichbleibende Erscheinungsformen: entweder liegt sie eng zusammengedrängt am Fuße ihrer Burg, oder sie säumt mit ihrem Häuserkranz den riesigen Marktplatz, der Zeugnis ablegt von der Größe und Bedeutung des Landkreises und dem Handel und Wandel dieser Agrarprovinzen, deren Vieh- und Pferdezucht internationalen Ruf hat; nur wenige Städtchen entstanden als offene Reihen-siedlungen.

Stadt und Land begegnen sich hier und jedes Kreisstädtchen ist ein wichtiger Mittler im provinziellen Leben. Hier findet es seinen ersten Niederschlag, von hier aus laufen die Fäden aller möglichen Bindungen hinaus in das große Vaterland, und gerade das gibt den Siedlungen das Gepräge wohlhabender Behäbigkeit, der gesicherten Ruhe und des Wohlstandes — Grundlagen, die alle



Goldap



Braunsberg

Fährnisse der Zeiten, wie Weltkriegs-
nöte und Polenherrschaft, mit sprichwört-
lich preußischer Hartnäckigkeit überdauern
halfen.

Es ist alles gut und schön, so wie es ist,
in der kleinen ostdeutschen Stadt, die
irgendwo die Zeit verträumt . . . Still
liegt der Marktplatz mit dem ehrwür-
digen Rathaus, überragt vom gotischen
Massiv der Ordenskirche, umsäumt von
sauberen Giebelhäuschen, die eng anein-
andergeschmiegt, verschachtelt, steingewor-
dene Symbolik des kleinstädtischen Zu-
sammenhalts ausdrücken.

Hier wohnt der Kaufmann, aus dessen
Laden der herrliche Duft strömt, der
unsere Kinderfinne einst so gefangen nahm
und uns manche billigen Genüsse versprach.

Dort ist die Adlerapotheke, grünumrankt;
ein Treppchen führt zum Vorbau, und
wenn gerade nichts zu tun ist, sitzt wohl
der Herr Praktikant auf dem Bänkchen
und studiert die Kreiszeitung. In der
Ecke wohnt der Bäcker, der auch feine
Konditorwaren führt und sogar — welch
großstädtischer Aufschwung! — zwei selten
besetzte Marmortische bereithält, für
Kaffee Gäste. Und dann der Fleischer, der
es sich leisten kann, Holzwürste als Schau-
objekte ins Fenster zu hängen; das Kon-
fektionshaus mit seiner hoffnungslos vor-
beigelungenen, langfristig berechneten
Schaufensterdekoration; das Schuh-
geschäft, das mit Schlagworten von
gestern den Lackschuh neben dem Reit-
stiefel ausstellt; und die vielen kleinen

Läden in Winkeln und Seitengäßchen, deren Auslagen Museumswert haben und die mancher Heimatbummler genau so wiederfindet, wie sie von früher her in seiner Erinnerung lebten.

Aber wer sieht danach in der kleinen Stadt . . . Nur langsam brechen sich Neuerungen Bahn, nehmen Besitz vom kleinstädtischen Leben, kaum merkbar für die jeweilige Generation. Wohl baut sich die Kleinstadt aus im Zuge der Zeit; dieses und jenes entsteht am Stadtrand, stolz anerkannt von Fortschrittlichen — aber das Bild der inneren Stadt bleibt ewig das gleiche.

Die Eigenart der kleinen Stadt drückt ihren Bewohnern einen besonderen Stempel auf. Hier kennt Herr Hinz Herr Kunz. Wie könnte es anders sein, wo sich täglich alle Wege kreuzen und die Lebensbereiche aller miteinander verstrickt sind. Das fälschlich mit Neugier bezeichnete „Notiznehmen voneinander“, ist es nicht nur ein sinnfälliger Ausdruck der Anteilnahme, geboren aus kleinstädtischem Zusammengehörigkeitsgefühl? Die Menschen hier sind zusammen jung, lernen und arbeiten gemeinsam, werden miteinander alt, tragen zusammen die Geschicke ihrer Stadt, und so geht das weiter. Sie alle bilden eine große Familie. Es ist niemand, der sich in einer kleinen Stadt verstecken oder seine Lebensgewohnheiten verbergen könnte. Ist es nicht schön, so voneinander zu wissen und das Gefühl zu haben, nicht allein zu sein . . . ?

Die Tage rollen ohne merkliche Haft geräuschlos ab in unserer ostdeutschen Kleinstadt, jahraus, jahrein, und alles geht seinen gewohnten Gang, als lenke ein unbeugsames Gesetz den Ablauf der Dinge.

Kommt dort nicht Wachtmeister Kordel mit dem Herrn Sparkassenrendanten Wiesenthal über den holperigen Markt? . . . Gehen sie nicht, gemächlich plaudernd und doch ganz Würde und Autorität, einem Ziel entgegen, das jeder kennt: zum Schoppen an der Ecke? . . . Allerlei Mutmaßungen würden das Städtchen durch-eilen, wenn sie ihre Wege getrennt gingen an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen . . . Der Herr Rektor i. R. macht täglich den gleichen Vormittagsspaziergang um den viereckigen Markt und spricht

mit dem Friseur über das Wetter; grüßt hier, grüßt da. Welch unerhörte Erscheinung im Alltagsleben, wenn es einmal anders wäre!

Wohl jeder kennt die Figuren unseres Kleinstadtlebens und ihren romantischen Rahmen: Gäßchen und lauschige Winkel, stille Gärten an leise plätschernden Flußläufen, die feierliche, von Glockenläuten unterbrochene Sonntagsstille und dann wieder die ungetrübte Freude harmloser Feste, an denen das gesellige Kleinstadt-leben so reich ist.

Und doch hat man sich vielfach darin gefallen, die Kleinstadt und ihre Bewohner zur Zielscheibe unverdienten Spotts zu machen. In Bild und Wort geistert bis heute noch der Kleinstädter in einer Form herum, die nichts weiter als eine böswillige, humorlose Verzerrung darstellt. Es mag zugegeben werden, daß dem Kleinstädter jener Snobismus fern-liegt, der dem Großstädter in vielen Dingen das Leben um manches freudloser macht — aber ist das ein Nachteil, oder ein Grund zum Lachen . . . ?

Die Kleinstadt ist und bleibt das starke Bollwerk gepflegter Familienüberlieferung und unverfälschter Keimzelle völkischer Bluterneuerung. Der Kleinstadt-kreis hat ein ehernes Gesetz: das der Familie! Hier hat noch das Familienalbum seinen Ehrenplatz in der guten Stube. Hier weiß man noch um Ahne und Urahne, denn das Gedächtnis lebt durch den Mund der Alten, denen die Zeit nichts auslöscht von ihrem Wissen, und aus allen Häusern spinnen sich Fäden weiter, über Gassen und Gärten, zu Danksagen, Tanten, Vettern und Nichten. Welch ein wunderbares Besüßte menschlichen Gemeinschaftslebens. So ist das Bild unserer Kleinstadt, die, fern vom großen Leben, auf ihre Art Anteil hat an den großen Aufgaben der Zeit, über jeden billigen Spott erhaben. —

Wer jemals unsere kleinstädtische Geruhigkeit auskosten und teilhaben konnte am Leben dieser Menschen, trug etwas mit sich fort in seinem Herzen, das im dumpfen Sehnen weiterlebt und etwas in sich einschließt, was kaum in Worte gekleidet werden kann . . .

Das trockene Jahr

Erzählung von Max Lippold

Jener schreckliche Sommer ist noch so deutlich in der Erinnerung der Väter, als wäre er eben vergangen. Sie denken an ihn, wenn die Sonne heiß und klar über der weiten Ebene steht, sie denken an ihn, wenn in der Reisezeit ein Nachtgewitter aufsteigt und der Sturm über die Höhe von Barken und Mühlensee und über die ganze Ebene Nadrauens fährt. Dann fällt wohl ein Wort von den Lippen der Väter, und sie sprechen furchtsam und ernst, als sprächen sie von Krieg, vom Leben der Erde oder von Feuerbrünsten.

Das Frühjahr kam sehr früh. Schon im März waren die Felder auf Barken schneefrei und trocken, daß man mit dem Säen beginnen konnte. Das schien kein gutes Zeichen zu sein für das Ostland. Gewöhnlich brachte dann der April noch einmal den Winter zurück, die jungen Saaten erfroren, die Blüten der Bäume erfroren, und es gab eine kümmerliche Ernte. Aber diesmal kam es nicht so. Zu Ostern hatten die Birken schon ihr Laub, und die Wiesen grünteu zu beiden Seiten des Kanals, der von Mühlensee herunterkommt und durch Barken und andere Dörfer zum Kurischen Haff fließt. In den Weidegärten graste das Vieh und blieb schon die Nächte hindurch draußen. Längst waren die Störche zurückgekehrt, ja selbst die Schwalben, die sonst nach der ersten Hälfte des Pfingstmonats zu kommen pflegten, waren schon vereinzelt da und segelten um die Höfe der Ebene.

Und auch sonst war alles so seltsam und merkwürdig in diesem Frühling. Die alten Leute sagten, daß sie dergleichen noch nicht erlebt hätten. Der alte Frieze sagte es. Er war ein Mann, der in die Zukunft sehen konnte. Ein langes Leben lag hinter ihm, ein Leben zwischen Erde, Wolken und Winde, und die Ebene war

für ihn die ganze Welt. Mehr hatte er nicht gesehen. Aber er las das Wetter für die nächsten Tage von Mond und Sonne, zumal am Abend, wenn die Sonne unterging, konnte er es sehr genau voraussagen. Was ihn ein ganzes Leben hindurch beschäftigt hatte, beschäftigte ihn auch jetzt, da sein Sohn Mathies den Hof hatte.

Eines Abends trafen sich die Männer am Kanal beim Fischfang. Es war im Mai, eine neblige, aber sehr warme Nacht. Das Wasser war gefallen und also Zeit, nachzusehen, ob diesmal viel Fische stromauf gekommen waren. Zwei junge Männer aus Barken wateten durchs Wasser und zogen das Netz, die anderen standen auf dem Ufer, rauchten, erzählten und gingen langsam mit den Fischern. Mathies und sein Vater waren da, Christian, die Knechte und Mägde von den beiden Höfen und andere. Den Knechten und Mägden aber wurde das Zuschauen bald zu langweilig, zumal die Fischer wenig Erfolg hatten, sie wußten Besseres und blieben zurück. Bald waren sie verschwunden. Die Nacht stand ja auch so warm und betörend über der Ebene, und zudem war es Frühling, Mai, des Jahres schönste Zeit.

Die Männer aber folgten den Fischern. Der alte Frieze sprach von dem merkwürdigen Frühjahr und meinte, daß sich in der Natur etwas vorbereite, was nicht zum Segen der Menschheit sein könne.

„Seht die Nächte an“, sagte er, „sie sind seit Wochen neblig und so hell wie im Hochsommer. Ihr braucht es ja nicht zu glauben, aber alle Anzeichen deuten auf einen dürrn Sommer.“

„Es wäre nicht der erste“, erwiderte Christian. „Es gibt Schlimmeres, das man überwinden muß. Da — sie haben einen Hecht!“

„Kannst du dieses Weib nicht vergessen?“ fragte Mathies. „Du gehst umher und sinnst und quälst dich mit Gedanken —“

„Bleib zurück, wenn du mir etwas zu sagen hast“, unterbrach ihn Christian. „Du warst heute in Mühlensee?“

„Ja, und ich habe deine Frau gesprochen.“

Als die andern außer Hörweite waren, sagte Christian: „So, du hast sie gesprochen. Du hättest gar nicht zu ihr gehen sollen. Sie denkt vielleicht, ich wäre neugierig und hätte dich geschickt.“

„Ich traf sie beim Kaufmann, und sie sprach mich zuerst an. Ich soll dich grüßen, sagte sie.“

„Das ist nicht wahr!“ entgegnete Christian ärgerlich.

„Doch. Warum soll ich lügen?“

„Dann hat sie das wohl als Spott gesagt. Soll sie! Ich habe mit Gina nichts mehr zu tun. Vorgestern ist die Scheidung ausgesprochen worden.“

„So? Das wußte ich noch nicht. Das ist ja schnell gegangen. Aber als ich sie heute sprach, war sie traurig, glaube mir.“

„Warum erzählst du mir das? Was geht mich das an!“ sagte Christian und ging weiter.

Eine Weile schwiegen sie. Plötzlich blieb Christian stehen und fragte: „Hast du erfahren, wann die Hochzeit stattfindet?“

„Nein. Ich glaube, daß es überhaupt keine Hochzeit geben wird.“ Mathies senkte den Kopf und schwieg. „Ja, und Torwaldt hat die Schleuse erhöht und somit das Wasser des Mühlensees angestaut. Das Gerede von der kommenden Dürre ist schon bis dort gedrungen.“

„Warum wird es keine Hochzeit geben?“ fragte Christian. „Hat Gina sich darüber geäußert?“

„Am Gotteswillen! Ich meinte es nur so.“

„Nun gut, du willst mir nichts verraten. Es ist mir auch einerlei.“

„Du sollst dich endlich zusammenreißen und das Gewesene vergessen“, erwiderte Mathies. „Du bringst dich ja selbst ins Grab!“

„Zusammenreißen! Das ist leicht gesagt! Bei jeder Arbeit und auf jedem Weg wird man an sie erinnert, und das

Kind weint abends und ruft nach der Mutter — da soll man alles vergessen können! Herrgott, nicht einmal die Tiere verlassen ihre Kinder, aber die Menschen bringen es fertig!“

Sie schritten schweigend weiter. Der Nebel lag wie eine unendliche Wasserfläche über der Landschaft und verhüllte alles. Von drüben schollen Rufe, die Fischer riefen wohl. Aber die beiden Männer überhörten die Stimmen.

„Kannst du das Weib verstehen?“ fragte Christian plötzlich. „Ich verstehe es nicht. Ja, wenn ich arm gewesen wäre, dann allerdings. Aber Gina konnte doch alles haben, was ein Mensch braucht, und sie hatte bei mir alles. Und sie hatte einen Menschen, der sie göttlich liebt. Wer kann ihr mehr bieten auf dieser Erde? Ja, Gott, ich gebe zu, daß ich zornig und voller Wut ihr gemeine Worte an den Kopf schleuderte, als ich sah, daß sie mich schamlos betrog und noch dazu den Mut hatte, alles zu leugnen. Ich gebe zu, daß ich manchmal wie ein Teufel durch das Haus gefahren sein muß. Aber ein liebender Mann wird kaum anders sein. Wer nicht zürnt, der liebt nicht, hat ein Dichter einmal gesagt.“

„Komm, sie rufen uns, Christian“, sagte Mathies.

„Das ist ein wahres Wort, so wahr wie Leben und Tod. Obwohl ich Torwaldt mehrmals in meinem Hause gesehen habe und Gina ihn bewirtete, als wäre er ein Verwandter, habe ich sie nicht fortgejagt. Das konnte ich nicht. Sie ging von selbst. — Wer hat uns gerufen?“

„Die Fischer.“

„Ich gehe heim“, sagte Christian. „Gehst du mit mir?“

„Ich will noch ihren Fang sehen.“

„Ja, dann gute Nacht.“

Christian schritt über die Wiese seinem Gehört zu. Er ging langsam, gefenkten Kopfes, sein Gang war schwerfällig und müde. Er konnte nicht lautlos denken. Was er dachte, mußte er aussprechen oder, wenn er allein war, vor sich hermurmeln. Sonst war er ein Mensch wie jeder andere hier auf der Ebene. Vielleicht etwas tiefer als die andern, von der Natur mit einer größeren Seele gesegnet. Er las Bücher und verehrte die größten Menschen seines Volkes. Jetzt

ging er heim. Lautlos trat er in die Stube und sah sein schlafendes Kind. Und er war glücklich, daß die Hausmagd es so gut betreute. Sie ließ es nie allein.

Dann ist alles still in der Runde. Nur ab und zu heult ein Hund irgendwo oder wiehert ein Pferd in den Weidegärten. Die Fischer sind heimgegangen. Im Zenit steht der Mond und erhellt die schlafende Ebene.

2.

Die Saaten schossen auf in den warmen Maitagen. Obwohl es den ganzen Frühling hindurch nicht geregnet hatte, war noch genügend Feuchtigkeit in der Erde. Aber auf den Anhöhen machte sich die Trockenheit bereits bemerkbar, die Saaten waren niedriger und hatten nicht die dunkelgrüne Farbe der anderen Felder. Besonders in Mühlensee, das höher als Barken liegt, konnte man das beobachten.

Christian ließ sich nie in Mühlensee sehen, er fürchtete, Gina zu begegnen. Was er dort zu erledigen hatte, machte sein Knecht, er hieß Mals. Bisher hatten sämtliche Bauern Barkens ihr Getreide bei Torwaldt mahlen lassen. Torwaldt besaß die große Wassermühle. Jetzt aber, da der Müller sich Gina geholt hatte, fielen viele von ihm ab. Niemand in Barken konnte das Verhalten Torwaldts billigen. Mals fuhr das Getreide nach Hühneberg zu Windmüller Anders und blieb manchmal unnötig lange fort; er hatte wohl ein Mädchen in Hühneberg. Zuweilen ging er auch abends dorthin und kam spät in der Nacht oder am nächsten Morgen zurück.

Christian fragte ihn einmal, ob er heiraten wolle und sagte, daß er es ihm beizulegen mitteilen solle, damit er eine Wohnung für ihn einrichten könne. „Daß es dir ja nicht einfällt, mich allein zu lassen“, sagte Christian.

Mals fühlte sich sehr geehrt und freute sich, diese Botschaft seinem Mädchen bringen zu können. Und abends ging er sogleich nach Hühneberg. Es war jetzt Anfang Juni.

Als er zurückkommt, ist es nach Mitternacht. Er geht über die Felder, um sich den Weg abzukürzen. Heute ist der Nebel nicht so stark, er liegt nur in den Wiesen. Mals kommt an den Kanal, wadet durch

das Wasser, denn es ist an manchen Stellen schon so flach geworden, daß man gut durchgehen kann.

Plötzlich sieht er eine Gestalt vor sich und fährt zusammen. Fünfzig Schritte von ihm entfernt geht jemand hastig dem Gehöft zu. Ein Dieb wohl? denkt Mals, und läßt ihn nicht aus den Augen. Dann sieht er, daß die Gestalt am Hofstor stehen bleibt. Sie steht lange dort, als wagte sie nicht, den Hof zu betreten. Mals wundert sich, daß der Hund nicht anschlägt. Dann aber faßt er seinen Stock fester und schreitet zu.

Die Gestalt steht am Hofstor gelehnt und weint, es ist Gina. Sie läuft nicht davon, als Mals kommt, sie schreit nicht auf, nein, nichts. Sie hat ihn wohl längst erkannt. Mals weiß nicht, was er sagen soll, er steht vor ihr und sieht, daß sie die Hände gegen das Gesicht preßt und schluchzt.

„Was ist los?“ fragt er dann. Seine Stimme klingt unnatürlich hart und grob.

„Komm mit mir, Mals“, sagt Gina und geht. „Du glaubst nun wohl, daß ich etwas von euch stehlen wollte?“

„Jawohl! Es sieht so aus!“ antwortet Mals.

„Ja, glaube es nur“, sagt sie mit weinender Stimme. „Warst du fort heute, Mals?“

„Geht Sie etwas an, was ich mache!“ entgegnet er. Habe ich gefragt, warum Sie in den Nächten fremde Gehöfte aufsuchen?“

„Du bist so grob zu mir, Mals. Ja, so ist es, fremde Gehöfte —“

„Das eine will ich Ihnen noch sagen: Bleiben Sie Christian fern, damit er wieder zu sich selbst findet. Gehen Sie, wohin Sie wollen, aber kommen Sie nicht mehr hierher. Die Welt ist so groß.“

„Geht es Christian schlecht?“ fragt Gina. „Und Elsbeth — fragt sie oft nach mir?“

„Das dürste Ihnen doch wohl vollkommen gleich sein“, antwortet Mals. „Solange Sie seine Frau waren, war Ihnen doch das alles gleichgültig.“

„Mals, es ist aber mein Kind —“

„Gewesen! Jawohl gewesen! Ich würde mich in die Erde schämen, dem Menschen, dem ich soviel Unglück zugefügt habe, noch einmal vor die Augen zu treten!“

„Warum verdammt du mich so, Mals? Ich bin schon genug gestraft. Ach, du weißt nichts —“

„Immer noch dieses Du! Sie sollten wahrhaftig schon wissen, daß ich nicht mehr Ihr Knecht bin!“

Da sagte Gina nichts mehr. Langsam wandte sie sich um und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Mals stand und sah ihr nach, bis sie im Nebel verschwand.

Um andern Morgen erzählte er Christian sein nächtliches Erlebnis. Der Bauer hörte zu, ohne sich darüber zu wundern, er nickte nur, als hätte er bereits alles gewußt. Zum Schluß sagte er: „Ich bin wohl von Gina geschieden, aber zu Ende ist es mit uns noch nicht. Ich ahne alles Kommende. Es steht so deutlich vor mir, daß ich es aufschreiben könnte.“

Mals verstand den Sinn der Worte nicht.

„Sieh, Mals, im Innern des Menschen liegt ein göttliches Gesetz, das ihn zwingt, gegen das er wehrlos ist. Manch einer kämpft gegen dieses Gesetz, obwohl er weiß, daß jeder Kampf gegen göttliche Gesetze und Dinge aussichtslos ist. Das alles wirst du erst später verstehen, Mals.“

Dann gingen sie an die Arbeit und es wurde nicht mehr darüber gesprochen. Der Tag war heiß wie alle vergangenen Tage. Wolkenloser, klarblauer Himmel, kaum ein Luftzug, nicht einmal in der Nacht kühlte sich die Luft merklich ab.

3.

Mals kam aus Mühlensee und sagte zu Christian, daß die Höfe auf der Höhe kein Wasser mehr haben. Die Brunnen sind versiegt, und die Bauern fahren jetzt jeden Tag ins Dorf und holen sich Wasser für die Menschen. Aber auch die Viehtränken und Teiche werden bald leer sein, wenn es nicht regnet.

„Denen auf der Höhe mangelt es jeden Sommer an Wasser“, sagte Christian. „Aber du hast recht, wir müssen auch sparen, unser Brummen ist nicht besonders tief. Das Schlimmste jedoch ist, daß wir die Rüben nicht aussäen können, bevor es regnet.“

Ja, das war das schlimmste. Die Rübenpflanzen mußten bis Johanni gesät sein, so war es immer gewesen. Aber in diesem Jahre würde es wohl daraus nichts werden. Es war zwecklos, die Pflanzen in die trockene Erde zu stecken. Der alte Frieze sagte zwar, daß sich das Wetter am Johannitage ändern könne. „Schlage es aber nicht um, so erleben wir die größte Dürre seit hundert Jahren“, meinte er.

Man gab ja nichts auf das Gerede des Alten, aber da ein Tag wie der andere blieb und keine graue Wolke am Horizont aufstieg, dachte so manch einer an die Worte des Alten. Johanni war schließlich da, Johannisnacht, die kürzeste des Jahres. In Barken und Mühlensee, in Höheberg und auf der ganzen Ebene brannten nach altem Brauch die Teerfackeln der Jugend und knallten die Herenschüsse. Besonders weit waren die Fackeln von Mühlensee sichtbar, sie brannten noch nach Mitternacht auf den Höhen. Dort sangen auch die Mädchen, und der Gesang war sehr weit hörbar.

Doch es schien, als wenn in diesem Jahre die Nacht nicht so gefeiert würde, wie sonst. Etwas bedrückte die Menschen der Ebene. Christian nahm sein Töchterchen auf den Arm, ging über die Felder und zeigte dem Kinde die lohenden Feuer in der Runde. Er war mit Elsbeth allein. Mals war nach Höheberg gegangen.

Auch in den nächsten Tagen regnete es nicht, und die Rüben blieben ungesät. Mit Entsetzen stellten die Bauern fest, daß der Kanal austrocknete und das Vieh auf den Wiesen kein Wasser hatte. Ein paar Tage ging es ja noch, an tieferen Stellen war noch Wasser, aber was wurde später? Christian konnte des Nachts kaum schlafen vor Gedanken. Er vergaß in diesen Wochen seine unglücklich gewesene Ehe, so sehr nahm ihn die Wirtschaft in Anspruch, und das war gut so. Mals war feinsüßlich und sprach kein Wort mehr von Gina, obwohl er sie eines Abends wieder in Barken gesehen hatte. Und sie hatte wieder solche seltsame Fragen gestellt, zum Beispiel, ob Christian und Elsbeth abends auf dem Acker stehen und nach ihr rufen. Genau so hatte sie gefragt. Aber Mals kam diese Frage so lächerlich vor, er fragte

gerade heraus, ob sie wahnsinnig sei. Doch so grob wie das erste Mal wurde er nicht, denn Gina hatte ihn mit „Sie“ angeredet und er war zufrieden.

Zu Christian sagte Mals nichts von dieser zweiten Begegnung, aber er selbst machte sich Gedanken über diese seltsame Frage, fand aber keinen Grund und keine Lösung. Sie war ja eine geschiedene Frau und konnte, falls sie ihre Tat bereute, doch nicht hoffen, daß sich an dieser Tatsache etwas änderte. Was zum Teufel sollten aber diese nächtlichen Gänge bezwecken?

Nun war der Brunnen doch leer geworden, und Mals war es, der darauf drang, ihn tiefer zu graben. Er stieg hinunter und grub einen ganzen Tag. Als er fertig war, zeigte er Christian einen gelben Stein, den er dort unten gefunden hatte, und fragte, ob es Bernstein sei.

„Ja, natürlich, das ist Bernstein“, erwiderte Christian. „Ein schönes Stück. Kannst es verkaufen.“

„Nein, verkaufen? Ich werde es meinem Mädchen schenken“, sagte Mals.

„Oder das. Hoffentlich bringst du dein Mädchen mal her“, sagte Christian. „Ich möchte es auch mal sehen.“

„Ja, über Sonntag“, antwortete Mals freudig. „Aber —“ er schwieg plötzlich.

„Was aber?“

„Sie hat kein gutes Kleid; ich will ihr eins von meinem nächsten Lohn kaufen. Sie verdient so wenig. Sie hat keine Eltern.“

„Das ist aber traurig“, sagte Christian.

„Ja, seit ihrer Jugend ist sie unter Fremden und hat es manchmal sehr schlecht gehabt. Sie freut sich so sehr, wenn ich komme, sie läuft mir entgegen und hängt sich an meinen Hals, so zutraulich ist sie.“

Christian wandte sich fort und ging ins Haus. Mals hatte gesehen, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen.

Am anderen Morgen hatte sich etwas Wasser im Brunnen gesammelt, es reichte für den Tag. Und auch in den nächsten Nächten sammelte es sich, und den Menschen des Hofes war damit geholfen, nicht aber dem Vieh.

Mals trieb es mittags und abends ein Stück stromaufwärts nach Mühlensee zu, dort war in einem Loch noch etwas

Wasser. Aber auch die anderen Bauern brachten ihr Vieh dorthin, und Mals rechnete schon aus, wie lange es reichen würde.

Jetzt war es Anfang Juli. Die Sonne brannte über der Ebene Tag um Tag, die Luft über dem Erdboden zitterte vor Hitze. Schlimm sah das Getreide aus. Klein und welk stand es da, der Roggen, der nun bald gemäht werden mußte, hatte winzig kleine Ähren, manche Halme vertrockneten ganz, denn der Boden war kreuz und quer gespalten und hatte keinen Tropfen Feuchtigkeit mehr. Das andere Getreide verlor mehr und mehr die grüne Farbe und wurde gelb, ebenfalls die Kartoffeln, und der Rübenacker lag brach. Nur die kleinen Bauern auf der Offseite Barkens hatten unter mühseliger Arbeit jede einzelne Pflanze angegossen, und sie waren nicht vertrocknet. Aber noch standen sie so klein, wie sie gesetzt wurden und kamen nicht vorwärts.

Eines Tages, als Mals und Mathies wieder von Mühlensee kamen, erzählten sie, daß Gina und Torwaldt aufgeboten sind. Der Pfarrer habe es auch schon in der Kirche verlesen. Christian fragte nichts weiter, er schien schon über das Schwerste hinweg zu sein. Doch zu Mals sagte er: „Es ist gut, daß dein Mädchen arm ist. Ihr werdet euer Leben in Liebe und Treue aufbauen, die Bestand haben werden. Was sich zwei Menschen durch unermüdete Arbeit geschaffen haben, hält sie besser zusammen als Worte der Liebe und Treue, als jede andere Bindung. Hätte Gina Not und Sorge in ihrem Leben kennengelernt, wäre sie anders gewesen.“

Mals erwiderte nichts.

„Ich möchte euch ja helfen“, fuhr Christian fort, „aber du siehst ja selbst, daß in diesem Jahre die Ernte sehr kläglich ausfallen wird, ja, Gott weiß, vielleicht ernten wir gar nichts. Doch soviel ich kann, will ich euch zur Hochzeit geben.“

„Bis dahin hat es noch Zeit“, sagte Mals. „Was ich sagen wollte: In Mühlensee ist es schlimmer als bei uns. Das Vieh verdurstet. Sie holen jetzt Wasser aus dem See, sah ich, doch es ist ein weiter Weg bis zu den letzten Bauern. Sie fahren den ganzen Tag.“

„Dort haben sie den See“, entgegnete Christian. „Aber wir haben nicht einmal einen Teich, der noch Wasser hat. In einer Woche wird das Loch leer sein und wir können von Mühlensee Wasser fahren. Auf Regen dürfen wir nicht hoffen.“

4.

Die Sommerabende sind schön in Mühlensee. Dort ist viel Jugend, sind viele Mädchen, die heiraten wollen. Wenn die Dämmerung hereinbricht, kommen sie aus den Häusern und wandern singend die Straße entlang, die an Schule und Kirche, an Gasthaus und kleine Geschäfte hinunter zum See und Torwaldts Mühle führt. Diese Straße ist eine Allee, ein Palast der Natur, denn die alten Linden haben ihre Kronen über sie gebreitet.

Wenn die Burschen nun unten am See zum Tanz spielten, saßen die Väter noch ein Stündchen beim Krugwirt und tranken ihren Kornbranntwein. Es fiel auf, daß Torwaldt jetzt öfters im Krug saß und sich manchen Abend so betrank, daß er nicht allein nach Hause konnte. Heute war er wieder gekommen. Dann saßen noch der Lehrer, zwei Bauern und ein jüngerer Müller von Torwaldt, der wohl auf seinen Meister aufpassen wollte, bei ihm. Es war schon in Mühlensee mehr als einmal vorgekommen, daß Betrunkene in den See gerieten und ertranken.

Torwaldt war ein großer, starker Mann, dreißig Jahre alt. Die Mädchen sahen sich nach ihm um, wenn er vorüberging. Jetzt allerdings hatte er viel verloren, obwohl ihm sonst niemand etwas Schlechtes nachreden konnte. Keiner hatte ihn noch mit Gina auf der Straße gesehen, und Gina wohnte doch in seinem Hause und führte den Haushalt. Es war wohl mit ihnen nicht so, wie es sein sollte.

Jetzt trat noch Mals ein. Die Männer blickten zur Tür, wandten sich aber sofort wieder dem Kartenspiel zu, als sie sahen, daß es nur der Knecht war. Mals kaufte sich Zigaretten und sah eine Weile den Spielern zu. Am lautesten war der eine Bauer, er schlug jedesmal, wenn er eine Karte ablegte, mit der Faust auf den Tisch, daß die anderen Karten hochsprangen. Auch hatte er jedesmal einen Spruch zur Hand. Man sah, er war ein leidenschaftlicher Spieler; er fieberte, fluchte,

lachte und freute sich, je nach dem, wie Fortuna ihm zugetan war. Die anderen spielten ruhiger, am ruhigsten der Lehrer, der überhaupt kein Wort sagte.

„Ich möchte Sie sprechen“, sagte Mals plötzlich, und wandte sich an Torwaldt.

„Sprechen Sie“, entgegnete Torwaldt.

„Ich möchte Sie bitten, die Schleuse ein wenig zu öffnen, damit etwas Wasser hinunter nach Barken kommt. Das Vieh verdurstet uns.“

„Was geht Sie das Vieh an!“ sagte Torwaldt. „Ich meine, wenn ihr Wasser braucht, soll zumindest einer von den Bauern herkommen und mir das sagen!“

„Und ich meine, daß Sie es längst wissen müßten, daß wir kein Wasser haben!“ entgegnete Mals.

Der Müller hörte gar nicht mehr auf ihn, sondern wandte sich wieder dem Spiel zu.

Eine Weile wartete Mals, dann sagte er: „Es geht nicht an, daß uns das Vieh verdurstet, solange es noch eine Möglichkeit gibt, Wasser zu beschaffen. Wie ist es nun?“

„Der Wasserstand im See ist schon so niedrig, daß mir die Mühle stehen bleibt“, sagte der Müller. „Macht, was ihr wollt, ich kann die Schleuse nicht öffnen.“

„Dann werden wir sie öffnen!“ erwiderte Mals.

„Was hat er gesagt?“ Torwaldt stand auf. „Mit welchem Recht sprechen Sie überhaupt?“

„Regen Sie sich doch nicht auf“, sagte Mals. „Wenn es nicht im Guten geht, müssen wir Gewalt anwenden! Es geht nicht an, daß einer lumpigen Mühle wegen sämtliches Vieh auf Barken eingeht! Sie haben keinen nennenswerten Schaden, wenn die Mühle ein paar Tage steht!“

„Lump!“ schrie Torwaldt. „Seht diesen Knecht an!“

Das Spiel war unterbrochen. Die beiden Bauern standen auf und mischten sich in den Handel.

Mals schrie dem Müller ins Gesicht: „Ich möchte sehen wer ein größerer Lump ist! Ich brauche nur an die Geschichte mit Gina zu erinnern! Jawohl, nur daran brauche ich zu erinnern! Wagen Sie es ja nicht, mich anzurühren!“

So lange hatte Mals die rechte Hand in der Tasche gehabt, jetzt nahm er sie heraus. Aber die beiden Bauern und der Wirt stellten sich zwischen sie. Mals zitterte vor Wut. Es ärgerte ihn ungemein, daß Torwaldt Lump zu ihm gesagt hatte, das konnte Mals rasend machen. Doch als er jetzt sah, daß sich der Müller setzte, steckte er die Hand wieder in die Tasche und schwieg. Alle schwiegen, bis Mals, ruhiger geworden, sagte:

„Da seht ihr, welch ein reines Gewissen er hat! Ja, so ist es, wenn man das sechste Gebot vergißt, wenn man zwei Menschen, anstatt sie zur Einsicht und Veröhnung zu verhelfen, auseinanderreißt! Gina trifft nicht allein die Schuld!“

Damit wandte sich Mals um und ging hinaus. Er schritt zum See hinunter, an der tanzenden Jugend vorbei, um am Kanal entlang nach Barken zurückzugehen. Das war der kürzeste Weg. An der Mühle blieb er einen Augenblick stehen und sah die Schleuse an. „Es ist eine Kleinigkeit, sie zu öffnen“, sagte er zu sich selbst. „Aber ich will noch warten, vielleicht kommt er noch darauf, daß er von den Bauern abhängig ist.“

Als Mals weiterging, spähte er zum Müllerhause hinauf. Die Fenster waren dunkel. Einen Augenblick dachte er daran, hinaufzugehen und mit Gina zu sprechen. Aber er tat es nicht, denn Torwaldt konnte jetzt kommen. Vielleicht war Gina auch gar nicht zu Hause, und er würde ihr unterwegs begegnen.

Die Jugend tanzte noch immer in der Dämmerung, es war noch nicht spät. Ja, die Abende sind schön in Mühlensee und auf der ganzen Ebene. Die Jugend ist die Zierde und Seele des Volkes! Die Burschen spielen zum Tanz auf, und die Mädchen lachen. Lust und Liebe und Leichtsinns beherrschen diese Stunde, wie soll es anders sein? Und es ist kein Wind, die Blätter der Linden regen sich nicht, und weithin schallt die Musik über das abendliche Land. Die Alten aber sitzen auf der Türschwelle und rauchen, und manch einer mag sich wohl an die Zeit seiner Jugend erinnern in dieser Stunde. Einmal tanzte auch er mit seinem Mädchen auf den Höfen und schwang die Fidel oder schlug die Teufelspauke. Das ist lange her.

Der Mond kommt über den Bäumen, und die Schwellen werden leer. Auch die Burschen spielen nicht mehr, sie sind in ihre Kammer gegangen, denn der neue Tag beginnt früh. Vielleicht ist einer oder der andere auch noch draußen mit seinem Mädchen; irgendwo im Winkel sitzen sie wohl und küssen sich.

Ja, sie sind jung, sie sind das Leben, und sie werden die Jugend zeugen, die nach ihnen in der Dämmerung tanzen wird. Nun aber schläft alles. Die Mädchen träumen, und ihre Lippen sind noch feucht von den Küssen des Liebsten. Draußen aber stehen Mond und Sterne. Die Gule ruft, und über dem Moor meckert die Bekassine.

Das sind die Stimmen der Sommernacht.

Mals begegnete Gina an diesem Abend in Barken. Sie sah sehr schlecht aus. Ihre Wangen waren eingefallen und ihr Antlitz hatte in dieser kurzen Zeit viel verloren. Immer war sie eine selbstbewußte, stolze Frau gewesen, jetzt sank sie mehr und mehr zusammen und wurde selbst vor einem Knecht demütig. Gott weiß, vielleicht war gerade Mals der einzige Mensch, dem sie sich anvertrauen konnte.

„Waren Sie bei Christian?“ fragte Mals.

„Nein. Ich wage es nicht. Er würde mich ja aus seinem Hause jagen, denn er verachtet mich.“

„Er liebt Sie, Frau Gina“, erwiderte Mals.

„Jetzt nicht mehr, Mals. Aber er hat mich geliebt, ja, er hat mich geliebt, wie mich niemand mehr lieben wird. Nun erst, da ich ihn verloren habe, erkenne ich ihn. Nun erst bin ich mir meiner Schuld bewußt geworden.“

Mals sagte: „Glauben Sie, daß eine so große, einmalige Liebe, wie Christian sie für Sie empfand, plötzlich tot sein kann? Sie irren, Frau Gina. In mancher Stunde, wenn Ihre Tat deutlich vor ihm steht, haßt er Sie vielleicht, zu anderen spricht er gleichgültig von Ihnen und hat zuweilen einen grausamen Humor, einen Spott, den er mit zusammengebissenen Zähnen ausspricht, um seine grenzenlose Sehnsucht zu verbergen. Ich habe das oft beobachtet. Aber eine wahre

Liebe ist nicht wandelbar. Sonst gäbe es keine glückliche Ehe, kein bleibendes Volk und keine Gemeinschaft auf Erden.“

Gina sah ihn mit großen Augen an. „So kann doch kein Knecht sprechen“, sagte sie. „Wer sind Sie, Mals?“

„Frau Gina, ich war eben bei Torwaldt und wollte, daß er die Schleuse öffnen soll. Wir haben seit heute kein Wasser mehr für das Vieh. Können Sie ihn vielleicht dazu bewegen?“

„Nein, Mals, er hört nicht auf mich. Ich bin ja nichts weiter, als ein Dienstmädchen bei ihm. Zwingt er mich, seine Frau zu werden, bleibt mir nichts, als aus dem Leben zu scheiden.“

„Ihr seid doch schon aufgeboten?“

„Ja, aber ich hasse ihn, wie ich noch keinen Menschen gehaßt habe. Wäre er nicht gewesen, ich hätte Christian nicht verlassen. Nun habe ich keine ruhige Stunde, Mals. Sie rufen mich, Elisabeth und Christian rufen mich Tag und Nacht. Ich sehe sie auf dem Acker stehen, Elisabeth hält die Hand hoch und weint und ruft meinen Namen. Ich kann kaum eine Nacht ruhig schlafen, und wenn ich schlafe, stehen sie im Traum vor mir und rufen. Ich erwache und muß hinaus. Elisabeths Weinen klingt mir in den Ohren. Ich gehe wie eine Nachtwandlerin. Aber immer wenn ich komme, ist der Acker leer. Bin ich in Mühlensee, sehe ich die Auser wieder. So bin ich in vielen Nächten hier gewesen, Mals.“

„Das ist die Strafe“, sagt Mals. „Eine Mutter darf ihr Kind nicht verlassen, das ist des Schöpfers Befehl.“

„Wer sind Sie, Mals? Sagen Sie es doch mir, nur mir. Haben Sie eine höhere Schule besucht?“

„Ich bin ein Mensch wie jeder andere hier auf der Ebene“, entgegnete Mals.

„Nein, Sie sagen es nicht.“ Gina wandte sich und wollte gehen. „Mals, was soll ich tun? Gibt es nichts anderes als den Tod für mich?“

„Gehen Sie zu Christian und Ihrem Kinde, aber ohne Stolz, ohne Willen, ohne Vorurteile und bitten Sie um Verzeihung. Er wird Sie wieder aufnehmen.“

„Aber ich bin doch von ihm geschieden?“

„Freiwilliges Sterben ist in diesem Falle Feigheit“, sagte Mals. „Handeln Sie!“

Eine Weile standen sie und schwiegen. Als Mals gehen wollte, sagte er, daß sie in Zukunft nicht mehr „Sie“ zu ihm sagen sollte. Es soll bleiben, wie es bisher war. Dann reichten sie sich zum erstenmal im Leben die Hand und jeder ging seines Weges. Es war späte Nacht.

5.

Am anderen Morgen herrschte große Aufregung in Barken, als es bekannt wurde, daß Torwaldt die Schleuse nicht öffnen wolle. Die Bauern versammelten sich und überlegten, was jetzt getan werden müsse. Furchtbare Hitze brütete schon in den Morgenstunden über der Ebene. Trostlos sahen die Felder und Weidengärten aus, da gab es nichts mehr zu retten. Aber das Vieh durfte nicht eingehen. Viele Höfe in Barken hatten seit Tagen kein Trinkwasser mehr, doch dieser und jener besaß einen unverfügbaren Brunnen; damit war es also nicht so schlimm. Wenn diese wenigen Brunnen auch die Menschen versorgten, so ging es doch nicht an, das gute Wasser dem Vieh zu geben. In kurzer Zeit würden auch diese Brunnen leer sein — und was dann? Es sah aus, als wenn dieser eine Sommer alles vernichten wollte, was Bauernhände ein Leben lang mühselig erarbeitet hatten.

Die Männer versammelten sich und gingen den Kanal entlang nach Mühlensee, um mit Gewalt das Öffnen der Schleuse zu erzwingen. Alle waren dabei, auch Christian und der alte Frieze, Mals und Mathies schritten voran. Es war ein großer Haufen Männer, der nach Mühlensee ging, manche hatten ihre Stöcke mitgenommen. Auf den Höfen standen die Frauen und sahen ihnen nach, denn so etwas hatte es bisher noch nicht gegeben in Barken. Gott wußte, wie das noch alles enden würde.

Es war ein merkwürdiger Tag. In Mühlensee lief das Volk auf die Straße und drängte sich zur Mühle hinunter, als die Männer kamen. Wer noch im Hause war, öffnete das Fenster. Die Schulkinder, die gerade Pause hatten, strömten zur Mühle und der Lehrer sah sich ge-

zwungen zu folgen. Alle Arbeit ruhte in dieser Stunde. Die Spannung war groß. Jeder wußte sogleich, was die Bauern wollten, denn der Streit zwischen Mals und Torwaldt gestern abend hatte sich herumgesprochen.

Jetzt waren die Männer an der Mühle angelangt und blieben stehen. Auf der Treppe standen die Müller und Arbeiter des Werkes und lachten. Ihnen kam die Sache lächerlich vor. Aber auch die Menge, die auf der Straße und Brücke stand, schien nicht begriffen zu haben, um was es hier ging. Die Mädchen fischerten und zeigten auf die Männer, die schwere Stöcke in den Händen hatten.

Jetzt traten zwei Bauern vor und verlangten nach Torwaldt. Die Müller sagten, daß er heute früh nach der Stadt gefahren sei. Sie wissen nicht, wann er zurückkommt.

„Ja, das hatten wir erwartet!“ sagten die Bauern. „Grüßt ihn von uns, wenn er kommt! Unterdessen werden wir uns selbst die Schleuse öffnen!“

Damit war die Unterredung zu Ende. Die Menge, die auf der Brücke stand, machte Platz, als Mals und Mathies zur Schleuse gingen. Überall wurde lebhaft gesprochen. Jetzt lachte niemand mehr.

„Sie dürfen die Schleuse nicht öffnen!“ sagte jemand aus Mühlensee zu Mals. „Sie werden eingesperrt. Glauben Sie, daß Torwaldt sich das gefallen läßt? Die Sache kommt vor Gericht.“

„Platz da!“ schrie Mals voller Bos. „Haltet das Maul!“

Nach einer Weile lief das Wasser den Kanal hinunter und die Bauern schickten sich an, heimzugehen. Mals und Mathies, die jüngsten unter den Männern, blieben als Wache zurück, um die Schleuse zu schließen, wenn genügend Wasser im Fluß war. Die anderen gingen. Auch die Zuschauer aus Mühlensee verstreuten sich allmählich, die Kinder eilten in die Schule zurück, und bald standen nur noch Mals und Mathies auf der Brücke. Es war nichts geschehen. Was sollte auch geschehen?

Aber jetzt kam Torwaldt aus der Mühle. Jawohl, nun kam er und schritt hastig auf die Schleuse zu. In der Hand hatte er einen Stock. Er war ungeheuer

erregt, und Mals und Mathies, die so lange auf dem Brückengeländer gefessen hatten, standen auf.

„Ich werde euch anzeigen!“ schrie Torwaldt ihnen entgegen. „Ihr beide habt die Schleuse geöffnet!“

„Tun Sie das“, antwortete Mathies. „Wir werden uns schon zu verantworten wissen. Klagen Sie ganz Barken an!“

„So etwas ist mir zeit meines Lebens nicht vorgekommen!“ brüllte Torwaldt. „Das Getreide bringt ihr nicht zu mir, das fährt ihr nach Hühneberg oder weiß der Teufel wohin! Aber ich soll euch helfen! Ich soll euch helfen! Wartet nur!“

Mathies sagte: „Ganz Barken hat sein Getreide noch von kurzem bei Ihnen mahlen lassen, das wissen Sie wohl nicht mehr! Nun, da Sie nicht ein bißchen Verständnis für unsere Not in dieser Dürre zeigen, werden Sie lange warten können, bis Sie wieder Getreide von Barken erhalten!“

„Sie Feigling!“ sagte Mals. „Die Bauern wollten nichts umsonst haben. Sie kamen, um mit Ihnen zu reden. Aber Sie verkriechen sich wie ein Rind! Das ist keine Mannesart!“

In diesem Augenblick war es geschehen. Der Schlag traf Mals genau auf der Stirn, er taumelte, fiel, griff nach dem Geländer, griff aber vorbei und stürzte von der Brücke. Unten riß ihn das Wasser mit und schlug ihn gegen die Steine, die am Ufer lagen. Der Körper drehte sich, tauchte einen Augenblick unter und wurde gegen den nächsten Stein geschleudert. Da das Wasser an der Schleuse einige Meter herabfiel, war die Strömung ungeheuer stark, und Mals war im Nu ein Stück abgetrieben.

Rufe, große Aufregung, die Müller und Arbeiter des Werks kamen herbeigelaufen. Gina, die wohl den Vorfall beobachtet hatte, kam atemlos aus dem Hause. Als Mathies den Körper aus dem Wasser hatte, strömten von allen Seiten die Menschen heran. Torwaldt lief wie ein Wahnsinniger hin und her und rief: „Was hab ich getan! Was hab ich getan! Reißt ihm die Kleider vom Leibe!“

Da niemand auf ihn hörte, stürzte er sich selbst auf Mals und begann, ihn zu bewegen. Mals war nicht mehr zu erkennen, da das Blut ihm das ganze Ge-

sicht bedeckte. Mathies stand da und sagte: „Es ist zwecklos, Lormwaldt. Er muß mit dem Kopf auf einen Stein gefallen sein. Bedeckt ihn, bis der Arzt kommt.“

Als der Arzt kam, stand das halbe Dorf an der Schleiße.

6.

In Hühneberg läuteten die Glocken.

Es war ein langer Zug, der sich langsam zum Friedhof bewegte. Viele Menschen aus Barken und Mühlensee waren gekommen, unter ihnen befanden sich Mathies und Christian. Dicht hinter dem Sarge schritt der Geistliche und die Angehörigen des Toten. Neben Mals Mutter ging ein junges Mädchen. Es war Maria. Ihre Augen waren rot von all den Tränen der letzten Tage. Nun konnte Mals ihr nicht mehr das neue Kleid kaufen.

Jetzt, da sie auf den Friedhof traten, bemerkte Christian, daß sich auch Gina unter den Frauen befand. Hier oben strich ein leiser Wind über die Gräber, und man spürte nicht so sehr die drückende Hitze, die nach wie vor, Tag für Tag, über der Ebene lag und alle Pflanzen vernichtete. Die Wiesen sahen von der Höhe des Friedhofs grau wie im Spätherbst aus, wenn der Frost kam.

Mathies sagte zu Christian: „Es gibt heute noch ein Unwetter, glaubst du? Der Wind hat sich gedreht. Überhaupt geht die Luft heute so anders, sie ist feucht, man spürt es direkt.“

„Jetzt kann der Regen nichts mehr ändern“, sagte Christian. „Er nützt nichts mehr.“

Man hatte den Sarg abgesetzt, und nachdem das erste Lied verklungen war, sprach der Geistliche. Dicht neben ihm standen die Mutter des Toten und Maria. Das Mädchen stützte die Mutter. Der Pfarrer hatte Mals gut gekannt, der Tote hatte ihm dann und wann einen Dienst erwiesen, so noch in der letzten Woche. Mals war zur Mühle gefahren und der Pfarrer hat ihm, sein Mehl auf dem Rückwege mitzubringen. Mals brachte es und schleppte es in das Pfarrhaus und nahm nichts dafür, obwohl der Pfarrer ihm ein Geldstück in die Hand drücken wollte. Jetzt würde er nicht mehr zur Mühle fahren.

Der Pfarrer sprach sehr lange, seine Worte griffen ans Herz. Es war wohl niemand unter den Frauen, Mädchen und Kinder, der nicht weinte. Als er dann geendet hatte und die erste Erde auf den Sarg fiel, begann die Gemeinde das zweite Lied zu singen. Da tönte ein grelles Schrei über den Friedhof. Maria schrie auf und wollte sich ins Grab stürzen. Sie weinte nicht, sie kreischte und schrie aus vollem Halse, daß sich alle entsetzt ansahen. Zwei Männer führten sie vom Grabe, sie wußte vielleicht gar nicht, daß sie schrie. Plötzlich wurde sie still und fiel in Ohnmacht. Die Männer trugen sie ins Dorf, bevor noch die Feier zu Ende war.

Niemand unter den vielen Menschen konnte sich erinnern, jemals jemanden beim Begräbnis schreien gehört zu haben. Das war noch nicht vorgekommen, weder in Hühneberg, noch in Barken, noch in Mühlensee, auf der ganzen Ebene nicht.

Jetzt, da die Menschen den Friedhof verließen, blickte dieser oder jener Bauer zum Himmel auf. Merkwürdig, wie der Himmel sich in kurzer Zeit so verändern konnte. Die Sonne schien nicht mehr. Am Horizont stiegen graue Wolken auf, die zusehends dunkler wurden. Und die Luft schien ganz feucht zu sein, man spürte sie wie Dampf an den Händen. Die Männer sprachen nur von dem nahenden Gewitter, während sie ins Dorf zurückgingen.

Mathies und Christian und die vielen Menschen aus Barken und Mühlensee waren nicht zu dem Begräbnis geladen, und sie begaben sich sogleich nach Hause. Viele Frauen waren schon vom Friedhof aus über die Wiesen gegangen. Hinter Christian und Mathies schritten ein paar Mädchen, dahinter kam Gina ganz allein. Christian hatte sie wohl gesehen, aber er tat so, als wenn sie ihm völlig gleichgültig wäre, er hatte sie heute nicht einmal gegrüßt.

Plötzlich war Gina neben Mathies und Christian. Sie sah Christian an und streckte ihm die Hand entgegen. Aber er sah es nicht. Mathies reichte ihr die Rechte und fragte, ob sie auch schon nach Hause wolle. Sie antwortete nicht!

„Willst du etwas von uns?“ fragte Christian so grob er nur konnte.

„Ich wollte mit dir reden“, antwortete Gina und fing an zu weinen.

„So sprich doch! Mathies darf ruhig hören, was du mir zu sagen hast!“

Als sie aber kein Wort sprach, bog Mathies vom Wege ab und ging über die Felder. Christian rief ihn nicht zurück, er schritt gesenkten Hauptes und wartete auf das, was Gina ihm zu sagen hatte. Hinter dem Walde rollte jetzt das Gewitter.

Christian blieb stehen und sagte:

„Sieh nur, es wird plötzlich Nacht, und es ist doch erst fünf Uhr.“

„Ich habe Angst, in seinem Hause allein zu sein“, sagte Gina. „Ich will nicht mehr nach Mühlensee zurück. Er ist ein Mörder.“

„Torwaldt ist noch lange kein Mörder!“ entgegnete Christian. „Haben sie ihn schon geholt?“

„Ja, schon vorgestern.“

„Du willst nicht mehr nach Mühlensee zurück? Was willst du denn?“

„Du kannst mir nicht verzeihen, Christian? Nein, das kannst du wohl nicht —“

„Halt deinen Mund!“ sagte er. „Als wenn ich dir nicht schon genug in meinem Leben vergeben habe!“

„Ich weiß, daß mir kein Mensch meine Tat verzeihen kann, Christian. Durch meine Schuld bin ich heimatlos geworden, und ich werde fahren.“

„Wohin willst du fahren?“

„In die Stadt. Ich bin der unglücklichste Mensch, den es auf Erden gibt. Und ich weiß, daß ich nirgends Ruhe finden werde. In allen Nächten wirst du und Elisabeth mich rufen. — Sei gut zu dem Kinde, Christian.“

Dann sprachen sie lange nichts mehr.

Plötzlich wurde es so windstill, so unheimlich. Der Himmel war schwarz, alles hielt den Atem an. Dann brauste es in der Luft, der Sturm kam wie ein Weltuntergang. Einige Augenblicke wirbelte der Staub von den Wogen in der Luft, das man die Augen nicht öffnen konnte. In der nächsten Sekunde schlug hier und dort ein Baum nieder, ein Dach hob sich von den Mauern und flog fünfzig Schritte durch die Luft, und dann peitschte der Regen mit solcher Gewalt, daß das spärliche Getreide auf den Feldern im Nu wie an den Erdboden gewalzt lag.

Und jetzt setzte das Gewitter ein, als sollte noch das Letzte vernichtet werden. Die Schläge waren so nach und nach so furchtbar, daß Gina nicht mehr wagte einen Schritt weiterzugehen. Die Worte erstarben auf ihren Lippen. In wenigen Minuten stand das Wasser auf Wiesen und Feldern, und als sie auf dem Hofe anlangten, war Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden. Dunkle Nacht und Weltuntergang über der Ebene.

Die Menschen saßen in diesen Stunden zusammengekauert in den Stuben, und Mütter und Kinder beteten, daß Gott sie verschonen möge. Draußen war ein einziges Feuermeer. Ununterbrochen flammte der Himmel und rollte der Donner. Niemand auf der Ebene konnte sich erinnern, jemals ein solches Gewitter erlebt zu haben.

Nach einer Stunde wurde es ruhiger. Christian trat hinaus. Es war jetzt etwas heller geworden, Regen und Sturm waren vorüber, aber das Gewitter stand noch über Barken. Ringsum schallten die Feuerhörner. Christian lief auf den Acker hinaus und blickte in die Runde. In Mühlensee brannte es, in Hühneberg, hinter dem Walde stieg an mehreren Stellen Rauch auf. Er lief in die Stube zurück und sagte zu Gina:

„Ich muß fort, Mühlensee brennt. Versprich mir, nicht fortzugehen, bis ich zurückkomme!“

„Ich verspreche es dir. Ich werde Elisabeth schlafen legen.“

„Ja, tue das. Und sieh nach, ob das Vieh draußen noch lebt.“

Aber Christian ging nicht sogleich nach Mühlensee. Es war ihm, als wenn ihm eine innere Stimme sagte, er solle noch warten. Und er wartete am Kanal, bis Gina kam und nach dem Vieh sah. Es lebte. Das Wasser im Bach schoß dahin und ging stellenweise über die Ufer. Christian sah, wie Gina am Wasser hinging, stehen blieb und nicht zurück wollte. Plötzlich aber wandte sie sich und schritt dem Gehöft zu.

Jetzt erst schlug Christian den Weg nach Mühlensee ein. Er sah die verwüsteten Felder ringsum, er sah das kommende Hungerjahr, aber dennoch durchströmte ihn ein Glücksgefühl. Er war mit dem Schicksal zufrieden.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Der letzte Treck

Galizien-, Wolhynien- und Narew-Deutsche ziehen in die Grenzen des Reiches

Es ist, als wäre ein Gemälde aus dem Rahmen gehoben und mitten in die Landschaft hineingestellt worden. Auf der Landstraße, nahe der Grenze des Gouvernements, zieht eine Wagenkolonne vorbei in Richtung Lodsch. Es ist bitter kalt, und der Wind wirft den Schneestaub wirbelnd von den Feldern auf, daß sich geschweifte Schneehügel quer von einer Seite der Landstraße auf die andere ziehen, sich über Gräben auf den Äckern fortsetzen, bis sich die Felder in der weißen Ebene fast übergangslos in den Himmel verlieren. Das Joch über dem Hals der Pferde, dahinter das Halbrund des mit Stroh ausgeflochtenen Daches des einfachen Leiterwagens, mit einem Plan überdeckt, weckt Bilder, die russischer Steppenromantik vergangener Zeit zuzugehören scheinen. Und doch ist dies Gegenwart. Wie uns scheinen will, sogar harte Gegenwart. Aber die unbekümmerten harten Gesichter der Männer, die neben den Wagen einherziehen, die Pelzmütze tief über den Ohren, den warmen halblangen Schafspelz übergezogen, in den großen Filztiefeln gleichmäßig fortschreitend, sie scheinen nichts zu merken von dem schneidenden Frost, der uns frierend im Auto zusammenrücken läßt. Als der Wagen langsam anfährt, entsteht eine Unruhe in der Kolonne; vielleicht erleben die Pferde zum ersten Male ein derartiges geräuschvolles Gefährt.

Wieder sind deutsche Menschen im Osten auf dem Treck. Es soll, wie die Heimat es will, ihr letzter sein. Aus Galizien, Wolhynien und dem Narew-Gebiet kommen sie. Nicht in östlicher Richtung wird diesmal getreckt, sondern westwärts geht die Fahrt in die Grenzen des Reiches. Hundertprozentig sind sie dem Rufe des Führers gefolgt, um in den zurückgewonnenen deutschen Ostgebieten ein neues Dasein zu beginnen, jetzt Arbeit zu leisten, die nicht wie ihre bisherige Kolonisationsstätigkeit fremden Völkern zu-

gutekommt sondern ihrem eigenen. Man hatte nur mit rund 120 000 Menschen gerechnet, die durch die Umsiedlung erfasst werden würden. Die Zahl dürfte auf rund 160 000 angewachsen sein, weil niemand, nicht Kranke und Alte, zurückbleiben wollten, wenn Deutschland, ein Begriff, der hier Mythos wurde, sie ruft.

Und doch spricht diese Zahl von 160 000 von einer Geschichte, die Not und Entbehrung umschließt. Noch vor dem Weltkrieg schätzte man die Zahl einer einzigen der jetzt umsiedelnden Volksgruppen, der Wolhyniendeutschen, um rund 40 000 höher als heute die rückziehenden Galizien-, Wolhynien- und Narew-Deutschen zusammen ausmachen.

Wer ihre Geschichte kennt, begreift den Sinn, der hinter diesen Zahlen steht. Die älteste Volksgruppe unter den jetzt umsiedelnden ist die galizische. In der Bielitz-Bialaer Sprachinsel hatten sich aus dem Mittelalter die Nachkommen von Schlesischen Siedlern erhalten, die die Zahl von rund 13 000 erreichten. Im ganzen hat man die Zahl der Galizien-Deutschen auf etwa 59 000 geschätzt, die Polen allerdings wollten nach ihren statistischen Angaben des Jahres 1931 nur von 40 000 wissen. Die Mehrzahl der deutschen Siedler Galiziens ist pfälzischer Abkunft. 1772 wurde das Land durch die polnische Teilung Österreich zuerkannt. Im Jahre 1781 rief Joseph II. durch sein Kolonisationspatent die Siedler aus der Pfalz in das Land. Aus dem Böhmerwald und aus dem Egerland, auch aus Schlessien folgten kleinere Gruppen von Siedlern bis um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Von da ab blieben die deutschen Kolonien isoliert, sich alleine überlassen, ohne jede Verbindung zum Mutterland. Das Schicksal, das Ostland-Kolonisten so oft widerfuhr, erfüllte sich auch an ihnen. Sie wurden auf ihrem Vorposten des Deutschtums verge-

ien. Als die Autonomie des Jahres 1867 dem Lande die polnische Sprache als Amtssprache gab, begann für die Deutschen, wenn auch unter habsburgischer Oberherrschaft, ein schwerer Kampf um die völkische Behauptung. Sie lebten in ständiger Defensivlage gegenüber den Polonisierungsbestrebungen der autonomen Behörden. Ja, sogar der Weg zu ihrem österreichischen Landesherren war ihnen versperrt, weil er über die polnischen Selbstverwaltungsbehörden führte und österreichische Stellen es als „loyal“ empfanden, wenn sie Deutsche nicht empfingen, wie es beim Besuche eines hohen österreichischen Beamten in der Vorkriegszeit in Lemberg vorgekommen ist. Man ließ derart die Deutschen unter deutscher Oberhoheit in völlige Vergessenheit geraten, ließ sie ohne lebendige Verbindung mit der Heimat und ihrer Kultur und zeigte keinerlei Interesse dafür, daß auf diese Weise deutsche Menschen — und das besonders in den Städten — in den polnischen Kulturkreis hineinwuchsen. Bei diesem schon vor dem Kriege stets wachsenden völkischen und wirtschaftlichen Druck der Polen im autonomen österreichischen Galizien kam manchem der Gedanke an die Auswanderung. Kolonistengründe durften laut Gesetz ohnehin nicht geteilt werden, und somit ergab sich für die Zweit- und Nachgeborenen nur die Wahl, entweder in die Städte zu gehen und dort sich polnischen Wünschen gefügig zu zeigen, wenn man nicht wirtschaftlichem Druck erliegen wollte, oder zum Wanderstab zu greifen. Das war deutsches Ostland-Schicksal — wohlgemerkt unter deutscher Herrschaft der Habsburger.

Als der Weltkrieg über das Land hereinbrach und Galizien Kriegsschauplatz wurde, begann eine Notzeit bittersten Ausmaßes für die Deutschen. Sie mußten teilweise ihr Land verlassen und flohen vor dem Russeneinfall, um nicht wie die Bleibenden vom Feinde verschleppt zu werden, ein Schicksal, das gerade die Wolhynien-Deutschen in den Grenzen des damaligen Rußlands schwer traf. Als 1917 die Revolution die russische Front zum Zusammenbruch brachte und der deutsch-russische Friede von Brest-Litowsk 1918 abgeschlossen wurde, da war dem erschöpften Lande immer noch nicht der Friede beschieden. Von Kiew aus wurde 1917 eine ukrainische Republik ausgerufen. Polen und die Ukraine traten in Kampf gegeneinander um die Erbfolge auf österreichischem Boden

in Galizien. Die blutigen Kämpfe um Lemberg sahen die Polen 1918 siegreich. 1919 kam ein Waffenstillstand zustande, als auch die Bolschewisten zum Kampf gegen die Ukrainer schritten und der ukrainischen selbstständigen Republik ein Ende bereiteten, deren einer Teil zu Rußland, der andere, das spätere Klempolen, also das galizische Land, zu Polen kam. Die Kriegswirren über die Zeit des Weltkrieges hinaus hatten eine erneute harte Prüfung für die Deutschen im Lande bedeutet, denn Ukrainer wie Polen, die einen im Osten, die anderen im Westen Galiziens, verlangten als Herren des Landes von ihnen Gefolgschaft im Waffenkampf, der mithin für manchen Deutschen ein Bruderkampf gegen den Deutschen auf der anderen Seite wurde, bis der Friede von Riga 1921 allen Kämpfen im osteuropäischen Gebiet ein Ende setzte.

Dieser Friedensschluß allerdings blieb für die Deutschen nichts weiter als ein Friede nach außen. Im Inneren zwang der Krieg der Polen gegen alles Deutsche im Lande die Siedler in eine stete Verteidigungsstellung zur Erhaltung ihres Volkstums. Und es blieb ihnen dabei wahrlich nichts erspart. Wer sie, noch nach der deutsch-polnischen Minderheitenerklärung vom 5. November 1937 aufsuchte, der konnte Beispiele in endloser Folge für die raffiniert kleinlichen Schikanen hören, die jedem bereitet wurden, der sich offen zu seinem Deutschtum bekannte. Zu diesem politischen Kampf kam der schwere wirtschaftliche, der die Deutschen zwang, sich nach zwei Richtungen hin zu behaupten, gegen die Polen vor allem und dann gegenüber dem ausgezeichnet organisierten Genossenschaftswesen der Ukrainer, die sich sonst, ebenfalls unter polnischem Druck lebend, durchaus freundlich gegenüber den deutschen Nachbarn zeigten.

Die Wolhynien-Deutschen als die nordöstlichsten Nachbarn der Deutschen in Galizien hatten in vielem ein ähnliches Schicksal wie diese. Die gleichen Ereignisse, die schicksalschwer über Galizien hereinbrachen, berührten, wie etwa der Weltkrieg, auch sie, nur kann man sagen, daß sie oftmals noch härter getroffen wurden, so daß sich hier Volkstumstragödien in einem Ausmaße abspielten, die einen heute vor die Frage stellen, wie es möglich war, daß die Volksgruppe den Kampf um die bloße Existenz überhaupt überstehen konnte. Die

Siedlungen der Deutschen in Wolhynien sind jüngerer Datums als die galizischen Kolonien, zum Teil sogar von weiterwandernden galizischen Siedlern in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts aufgefüllt worden. Es war in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, als Mennoniten in dem damals russischen Gouvernement Wolhynien die ersten deutschen Kolonien gründeten. Sie zogen jedoch bald weiter nach Südrußland. Auch einige Schlesier-Siedlungen entstanden hier in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, genau wie in Galizien. Nach der Jahrhundertmitte begann in der Hauptzeit der deutschen Siedlung für dieses Gebiet eine ausgedehnte Zuwanderung aus Mittelpolen sowie aus dem Mutterlande. Ihren Grund fand diese Siedlungs-Bewegung in der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861. Die polnischen Großgrundbesitzer vergaben ihren Boden damals pachtweise und nur allzu gerne sahen sie Deutsche kommen, die sie in allen Teilen des ehemaligen Königreichs Polen förmlich angeworben hatten. Sie kannten die Deutschen als tüchtige Bauern und wußten wohl, daß sie aus dem Sd- und Waldland in zäher Arbeit Kulturboden schaffen würden. Zwar mußten die Deutschen in kärglichsten Verhältnissen anfangen, Erdlöcher auf dem eben gerodeten Boden waren oftmals ihre einzige Bleibe. „Der Erste arbeitet sich tot, der Zweite leidet Not, der Dritte erst hat Brot“, hieß ihre aus eigenem schweren Erleben entstandene Spruchweisheit. Über 120 000 Hektar Wiesen- und Ackerland aus Wald, Sumpf und Sdland gewonnen, geben eine stolze Bilanz ihrer Leistungen. Sie hatten den eisernen Pflug in das Land gebracht, den die Bauern dort bei einer allgemein sehr tiefen Entwicklungsstufe im damaligen russischen Gebiet noch nicht kannten. Noch in vieler anderer Hinsicht bedeutete der Zuzug der deutschen Siedler eine nicht unwesentliche kulturelle Aufwärtsentwicklung für die ansässige Bevölkerung, die in ihrem Hausbau und sonst aus der Wirtschaft der Deutschen wesentliche Neuerungen und Erleichterungen lernen konnten.

Als der Weltkrieg über das gerade nach harten Kampffahren sich gedeihlich entwickelnde Deutschum in Wolhynien hereinbrach, wurde es vielleicht noch schlimmer als das Galizien-Deutschum getroffen. Denn hier lebten die Deutschen in Feindesland. Rußland verlangte von ihnen als keinen

Staatsangehörigen Gehorjam und Dienst gegen Deutschland.

Das erste Kriegsjahr verlief für die Wolhynier verhältnismäßig friedlich. Das russische Heer stand außer Landes, war ins österreichische Galizien eingerückt. Am Przemysl ging eine Zeitlang harter Kampf, bis nach seiner Einnahme den Russen auch Westgalizien vollkommen offenstand. 1915 folgte ein schwerer Rückschlag. Galizien mußte nach der russischen Niederlage bei Limanowa von den Russen geräumt werden. Das Schicksal, das den Galizien-Deutschen bis dahin zuteil geworden war, den Krieg zerstörend über ihre dem Anland abgewonnenen Ackerflächen gehen zu sehen, traf jetzt auch die Wolhynien-Deutschen; Wolhynien wurde Kriegsschauplatz. Der Oberste Befehlshaber der russischen Armee, Nikolai Nikolajewitsch, gab damals allen Deutschen im wolhynischen Lande den Befehl, binnen weniger Tage, oftmals waren es nicht mehr als drei, Haus und Hof zu verlassen. Ins Innere Rußlands ging unter unsagbarer Mühsal mit der geringsten Habe der Weg, dessen Spur der Tod zeichnete. Zwar war einigen die Möglichkeit geboten, sich den Verbleib im wolhynischen Land durch Übertritt zum russischen Glauben zu sichern. Aber das deutsche Gemeinschaftsgefühl ließ über derartige Möglichkeiten nicht einmal eine Diskussion zu. Sie blieben beifammen, genau so, wie sie bei der Einwanderung in ihren Verträgen mit den Grundherren als Bedingung ausgemacht hatten, daß im Falle des Fortgehens irgendeines Kolonisten das Land in den von ihnen damals geschaffenen 600 völkisch geschlossenen Siedlungen nur an Deutsche weitergegeben werden durfte. Über Monate ging die Wanderung der aus Wolhynien Verbannten in das Innere des russischen Landes. Im Juli waren sie ausgezogen; als sie in Sibirien ankamen, war es Winter. Als Arbeiter, Tagelöhner suchten sie, wo sie eine Bleibe gefunden hatten, ihr Leben zu fristen.

Der Friede von Brest-Litowsk eröffnete ihnen die Möglichkeit zur Heimkehr. Von der Wolga, aus Ostrußland, Sibirien, von überallher kehrten aus dem weiten russischen Reich in den Jahren 1918—1921 die Wolhynien-Deutschen zurück. Der Krieg hatte in den seltensten Fällen etwas von dem gelassen, was ihren einstmaligen Besitz ausmachte. Sie gruben sich Löcher in die Erde, schaufelten Sand über pfahlgestützte Brettergerüste



Bruchland bei Rattowitz
Gemälde von Rudolf Kober

und lebten in dieser kaum mit Notwohnung zu bezeichnenden Bleibe, um erneut an die Arbeit zu gehen.

Über genau so wenig wie in Galizien war mit dem Weltkriegsende in diesem Lande ein wirkliches Kriegsende gekommen. Der ukrainische Hetmann Petljura focht seinen ergebnislosen Kampf gegen Moskau für eine selbständige Ukraine und schließlich maßten Russen und Polen in ihrem Kriege zu Beginn der Feindseligkeiten hier ihre Kräfte.

Raum aber waren die ersten guten Ernten, nachdem der Rigaer Friede 1921 auch für Osteuropa endgültig Ruhe geschaffen hatte, unter Dach, da holten die Polen in ihrem steten Kleinkampf gegen das Deutschtum zu einem schweren Schlage aus. Das Jahr 1924 brachte ein Gesetz mit dem guten Namen „Übereignungsgesetz“. Danach konnte gepachtetes Land zu günstigen Bedingungen in den vollen Besitz der Pächter übergehen. Nach außen hin hatte dieses Gesetz zweifellos eine gute soziale Fassade. Sie konnte darüber hinwegtäuschen, daß dieses Übereignungsgesetz in Wahrheit ein Enteignungsgesetz für die Deutschen war. Es enthielt nämlich die Klausel, daß seine Anwendbarkeit dann nicht in Frage käme, wenn der Pächter im Besitz des Landes eine Unterbrechung von einem Jahr oder mehr aufzuweisen hatte. Der Gesetzgeber wie jedes Kind wußte, daß die Deutschen zwangsweise von den Russen drei Jahre und länger von ihrem Besitz fort in die Verbannung geschickt worden waren, für die Deutschen also galt das Gesetz nicht. Nach verlorenem Prozeß zogen viele der deutschen Pächter erneut auf die Landstraße, um im Treck, der ihnen Schicksal geworden zu sein schien, wieder eine neue Heimat zu suchen. 30 000 soll allein Ostpreußen damals aufgenommen haben, aber auch nach Amerika führte ihr Weg, wie zu gleicher Zeit und vorher der vieler Galizien-Deutscher. Dennoch hatte das wolhynische Land noch im Jahre 1927 von den ehemals bestehenden 600 deutschen Siedlungen 43 rein deutsche Kolonien aufzuweisen, dazu kamen 156 Kolonien, in denen über 50 Prozent der Wirtschaften deutsch waren und 56 Kolonien, in denen weniger als 50 Prozent deutsche Wirtschaften vorhanden waren.

Das Deutschtum am Narew und um Bialystok lebte in Streusiedlungen, südlich der Grenzen Ostpreußens. Man schätzt die Zahl der von dort Rückkehrenden

auf rund 10 000 Menschen. Die Geschichte ihrer Ansiedlung beginnt um die gleiche Zeit mit der der Wolhynien-Deutschen. Auch ihr Ursprung ist ähnlich, denn sie kamen ebenfalls aus Mittelpolen und zum Teil aus dem Mutterland.

Alle diese Umsiedler aber sind nicht zuletzt gerade durch die Nöte und Entbehrungen die sie durchmachten, und durch die einfachen, zeitweise mehr als primitiven Lebensverhältnisse, in die sie gestellt wurden, ein kerniger, durch und durch gesunder Menschenschlag geworden. Wenn man sie sich ansieht, diese herben, früh gesurhten Gesichter, dann kann man verstehen, daß sie, aber wirklich nur sie, die Strapazen eines Trecks in ausnahmsweise kaltem Winter überstehen konnten. Was es bedeutet, zeitweilig eine Woche und länger Tag und Nacht hindurch bei 35 bis 40 Grad Kälte über die Landstraße zu ziehen, ohne einmal zwischendurch ein Dach über dem Kopf zu haben, geschweige denn die Kleider vom Leibe zu bekommen, das bedarf keiner weiteren Erläuterung. Steht man schon beim Ankommen eines solchen Trecks erstaunt vor der Frage, wie die Zugtiere solche Strapazen überstehen können, so fehlen fast die Begriffe, um sich ausmalen zu können, was ein derartiger Treck in russischem Winter für die Menschen bedeutet.

Es ist nicht Phrase und hat hier bei diesen Menschen einen seltenen großen Sinn, wenn man behauptet, daß das Leitwort, das über ihrem letzten Treck stand, hieß: Glaube an Deutschland. Es sind oftmals tatsächlich rührende Szenen, die man erleben kann, wenn die Umsiedler zum erstmaligen deutschen Boden betreten. Die Zollbeamten an den Übergangssituationen werden selten in ihrer Tätigkeit so viele Hände zu schütteln gehabt haben wie hier, wenn die Rückkehrenden ihrem übergelassenen Herzen im Augenblick des Betretens deutschen Bodens folgten. Einfache Hakenkreuzfähnchen, unbeholfen selbstgearbeitet, wurden vorne an den Wagen befestigt. Irgendwie war es, als stünden diese Menschen am Ziele eines erträumten Lebenswunsches.

Sie wollten nicht etwa mit leeren Händen kommen. So hatten einige vernommen, daß Deutschland Pferde brauche. Sie kauften Pferde, weil man die vor den Wagen spannen und ungehindert mitnehmen konnte. Nicht nur die Bauern taten das, auch der Schmied, der Pfarrer, der Lehrer hatten

Pferde gekauft. Sie kommen mit voller Bewußtheit in ein Land, das Krieg führt, und so wollte jeder dem Reich gewissermaßen ein Angebinde bei der Heimkehr mitbringen können. Der Reichsführer H mußte bei einem Besuch in einem Lager bei Lodsch nicht nur ungezählte Grüße an den Führer vermitteln, sondern manch einer kam und überreichte ihm ein gehütetes Geschenk für Deutschland in schwerer Kampfzeit. Still und freudig ist überall die Stimmung der Wandernden, die auf den Ruf des Reiches hin, obwohl die Polen vorher ihr Möglichstes getan hatten, um Deutschlands Lage als verzweifelt hinzustellen, Haus und Hof hinter sich ließen — was oft genug geschmerzt haben mag —, ohne daß ihnen ein lockendes Versprechen gemacht worden wäre. Das Wort „der Führer hat uns nicht vergessen“ war ihr vertrauensvoller Leitspruch auf dem Wege ihres Marsches.

Im Gegensatz zu den Baltendeutschen, handelt es sich bei den jetzigen Rückkehrern um ein vorwiegend bäuerliches Deutschtum, in welchem sich einige Stufungen zwischen kleinbäuerlichen Wolhynien-Deutschen und etwas mehr städtisch beeinflusstem Galiziendeutschtum ergeben.

Einfach und schlicht sind die Heimkehrer in ihrer Art. Niemand aber soll denken, daß sich hinter dieser Schlichtheit etwas ähnliches wie Primitivität verberge. Zweifellos sind sie, die aus einfachen Lebensverhältnissen und aus einer fremdvölkischen Umgebung, die über primitive Verhältnisse kaum hinausgelangt ist, kommen, in ihren Methoden und ihren Kenntnissen nicht soweit fortgeschritten, wie etwa der deutsche Bauer im Westen, zweifellos aber waren sie für die Gebiete ihrer Lebensumgebung das kulturtragende Element, brachten ihre Väter doch wesentliche Errungenschaften mit ins Land, die von den Eingewohnten übernommen und nachgeahmt wurden. Wenn sie nicht den Anschluß an die fortschreitende deutsche Entwicklung behalten konnten, so besagt das nichts im geringsten über ihre Intelligenz, oder ihre Fähigkeiten. Im Gespräch mit den Umsiedlern kann man gerade in der Hinsicht Erstaunliches erleben. Mag das Aussehen des einzelnen noch so einfach und schlicht sein, er weiß über die Dinge in der Welt genau Bescheid und hat mit wachem Auge die Entwicklung verfolgt, soweit ihm das möglich war. Der enge Zusammenhalt in den Gemeinden unter der Leitung der Pfarrer hat

dazu beigetragen, daß der Zusammenhang mit dem Mutterland und der übrigen Welt nie verlorenging, auch wenn die direkte Berührung fehlte. Auf die Frage, woher seine Familie stamme, konnte uns ein Galizien-Deutscher vergilbte Urkunden und neue Zusammenstellungen vorlegen, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen und die Familie in der pfälzischen Heimat nachweisen.

Vor allem aber ist erstaunlich, in welcher Reinheit sich Sprache in Dialekt, völkische Überlieferung in Gesang und Tanz auch in fremdem Lande erhalten haben. Daß dieses unter den schwersten Bedingungen möglich war, spricht für die Umsiedler mehr als alle sonstigen Zeugnisse.

Die Organisation der Umsiedlung ist ein Werk der H. Die gesamte Aktion gliedert sich in drei getrennte Aufgabengebiete. Die Umsiedlung wurde im russischen Gebiet unter dort arbeitenden deutschen Kommissionen vorgenommen. Dann folgte die Durchführung des Transportes von der Grenze zwischen russischem und deutschem Interessengebiet bis nach Lodsch. In Lodsch und Umgebung wurden die Ankömmlinge in Lagern aufgefangen und von dort aus erfolgte der Transport in die Aufnahmelager im Reich, die in Sachsen, im Sudetengau, in Brandenburg, Schlesien und Franken eingerichtet worden sind. Aus diesen Altreichslagern schließlich kommen die Umsiedler nach einem Aufenthalt von einigen Wochen zum Einsatz in den dem Reich zurückgewonnenen Gebieten.

In den Lodscher Lagern wird nach der Ankunft der einzelne genau registriert und schließlich nach gründlicher Reinigung in der Badeanstalt in der gleichen Form wie die Baltendeutschen „durchgeschleust“, d. h., nach Feststellung seiner Personalien, seines gesundheitlichen Zustandes, der zurückgelassenen Habe und was sonst dazu gehört, als deutscher Staatsbürger übernommen.

Die Reise selbst aus dem jetzigen russischen Gebiet wurde in geteilter Form vorgenommen. Frauen, Kinder und alte Personen wurden bis zur Interessengrenze in russischen Wagen per Eisenbahn gebracht und von dort aus weiter in die Lodscher Lager geführt. Jeder konnte 50 Kilo seines Besitzes mit sich führen. Die Männer gingen auf den Treck, das heißt, sie spannten die Pferde vor den Wagen, packten auf, was ihnen wertvoll erschien, und was der Wagen fassen konnte und zogen ihrer neuen Heimat über die Land-

strafen entgegen. Selbst 76jährige und auch Frauen nahmen die Mühsal eines solchen Zuges im Winter auf sich, ein Beweis mehr für die Härte dieses Geschlechts.

Die Umsiedler werden in den deutschen Ostprovinzen eine neue Aufgabe finden. Zweifellos werden sich dabei Schwierigkeiten ergeben. Sie aber, die Schwierigkeiten in überreichem Maße erlebt haben und unter

Beweis stellen, daß sie sie zu überwinden fähig sind, werden in deutschem Lande unter Deutschen einem gedeihlicheren Schicksal entgegensehen können als ihr bisheriges war. Und andererseits wird das deutsche Land im Osten einen blut- und leistungsmäßigen Gewinn erwarten dürfen, der seine deutsche Zukunft als ein Wall im Osten sicherstellt.

Dr. Joswig.

Litauens geschichtliches Problem: Polen

Irredentistische Bestrebungen zur Schaffung eines polnischen Piemont im Wilnagebiet

Unter den baltischen Staaten ist zweifellos Litauen derjenige gewesen, der durch die letzte politische Entwicklung in ihren gewaltigen Umwälzungen am stärksten mitberührt wurde. Das trifft sowohl in positiver wie in negativer Hinsicht zu.

Nach außen hin ist Litauen durch diese Entwicklung enger an die anderen beiden Baltischen Staaten gerückt, so daß der sogenannte „Baltenblock“ eigentlich erst jetzt Form gewonnen hat. So eng der Zusammenhalt zwischen Lettland und Estland stets gewesen ist, und äußerlich seit dem Schutzbündnis von 1923 bereits deutlichen Ausdruck gefunden hatte, so wenig wollten beide Staaten in allzuenge Bindung zu dem dritten der Randstaaten der Ostsee, zu Litauen, treten. Das blieb auch so, als das einzige Ergebnis am Rande des damals propagierten „Ost-Locarno“ in Genf 1934 der sogenannte „Baltenspakt“ zustande kam. Wenn auch Estland und Lettland seit jenem Termin ihre Zusammenarbeit auf gemeinsames diplomatisches Vorgehen ausdehnten, so blieb Litauen doch in gewisser Hinsicht als Ausgeschlossener vor der Türe stehen. Ihm gegenüber wurden Einschränkungen gemacht, die sich aus den ungeklärten außenpolitischen Problemen ergaben, die seine Politik belasteten. In erster Linie waren es die Probleme Memel und Wilna, die Estland und Lettland davon abhielten, sich allzu eng mit Litauen zu lieren. Beide Staaten ließen sich dabei offenbar von der Einsicht leiten, daß diese Probleme eines Tages, wenn sie auf der politischen Bühne in den Vorder-

grund treten würden, zu spannungsschwerer Entladung führen könnten, in die weder Riga noch Reval Lust hatten, im Gefolge Kauens mit hineingerissen zu werden. Memel, so meinte man, bedeutete eventuell Kampf mit Deutschland, Wilna Kampf mit Polen, zu dem besonders Estland ein gutes Verhältnis unterhielt.

Die Lösung der Memelfrage im Frühjahr 1939 und die vor Jahresende im Gefolge des polnischen Zusammenbruchs erfolgte Vereinigung der Wilnafrage nun konnte die Hindernisse einer Zusammenarbeit aller drei baltischen Staaten aus dem Wege räumen. Neben der Beseitigung der Hemmnisse aber gab es in der letzten Entwicklung neue Fermente, die die drei Staaten notgedrungen eng aneinanderführten. Die Nichtangriffspakte mit Deutschland ebenso wie die Ausfiedlung der Deutschen aus Estland und Lettland im Verein mit der seitens Litauen für das Frühjahr erwarteten Ausfiedlung der Deutschen aus ihrem Staatsgebiet führten zu einer weitgehenden gemeinsamen Vereinigung des Verhältnisses aller drei Staaten zum Reich. Die Beistandspakte mit Rußland mit der Einräumung sowjetrussischer Stützpunkte in ihrem Staatsgebiet vollends stellte die baltischen Staaten in ein gemeinsames Schicksal, so daß Litauen heute in seiner Stellung nach außen zumindest zu einem integrierenden Bestandteil eines geschlossenen Baltischen Blocks geworden ist. Wie sehr alle drei Staaten heute empfinden, vor gleiche Probleme gestellt zu sein, das äußerte sich

lezt hin in der im Dezember gemeinsam durchgeführten baltischen Außenministerkonferenz in Reval.

Nach innen hin allerdings sieht Litauens Situation nicht so geklärt aus, wie die der anderen beiden Randstaaten. Zwar steht Litauen heute am Ziel seiner staatlichen Sehnsucht: das Wilnagebiet ist Teil des Staates geworden. Aber damit sind die Probleme nicht, wie man meinen könnte, gelöst, sondern damit beginnen sie erst. Als die Russen nach ihrem Einmarsch in das zerfallende Polen, noch vor Abschluß des schicksalsschweren Jahres 1939 Wilna an die Rauener Machthaber zurückgaben, als die russischen Truppen aus der Stadt auszogen, um in den Vorstädten die ihnen durch den Nichtangriffspakt und seine Folgerungen bestimmten Garnisonen zu beziehen, da sah Litauen zwar sein großes nationales Ziel, wenn auch ohne direktes Zutun erreicht, aber die Freude darüber konnte in neuen und großen Sorgen ersticken, denn wenn Polen heute auch in der Welt aufgehört hat, ein Problem zu sein, für Litauen gibt es nach wie vor eine polnische Frage. Polen war für Litauen in den vergangenen Jahren ein bedrohliches außenpolitisches Problem, heute ist es ein innenpolitisches geworden.

Ja, Polen ist für Litauen das geschichtliche Problem schlechthin und zwar nicht erst in der letzten Vergangenheit, sondern schon Jahrhunderterte zurück. Man muß bis in die Zeit des 16. Jahrhunderts rückwärts in die Geschichte schreiten, um das zu begreifen. Die Lubliner Union vom Jahre 1596, die die Vereinigung Polens mit dem damals staatlich mächtigen und räumlich großen Litauen brachte, zeitigte für Litauen selbst sehr schmerzliche Folgen, weil das Polentum die Litauer völkisch weitgehend aufsaugte und die bestehende Personalunion dazu benutzte, um als der alleinherrschende Teil aufzutreten. Durch jenen geschichtlichen Zusammenschluß hat Litauen seine Selbständigkeit aufgegeben und wurde zu einem Faktor der polnischen Geschichte degradiert.

Als dann ein litauischer Staat als Weltkriegsergebnis neu entstand, hieß sein erstes Problem erneut: Polen. Die Erfahrungen, die der neugegründete Staat Litauen in den ersten Nachkriegsjahren mit Polen machte, bewiesen deutlich genug, daß das geschicht-

liche Beispiel von Lublin lebendige Nachwirkungen auch beim neuentstandenen Polen hinterlassen hatte, das heißt, daß es Ziel der polnischen Politik war, sich auf Litauens Kosten territorial zu bereichern, ja, wenn irgend möglich, eine erneute „Union“, das heißt faktisch die Eingemeindung Litauens, zu erreichen. Daß aus dieser in Litauen wohlverstandenen Situation keinerlei Freundschaftsgefühle gegenüber Warschau erwachsen konnten, war mehr als verständlich. Dazu lernte Litauen sehr früh an einem Beispiel erkennen, wie wenig selbst Verträge den polnischen Staat von seiner politischen Zielsetzung gegenüber Rauen abhalten konnten. Der langjährige Zankapfel zwischen den beiden Staaten wurde das Wilnagebiet. Wilna wurde von Litauen von vorneherein als Hauptstadt des Landes gefordert. Obwohl keinerlei Entscheidung über das Schicksal dieses Gebietes gefällt war, rückten noch weit vor einer Regelung durch die Pariser Botschafterkonferenz polnische Truppen im Frühjahr 1919 ins Wilnagebiet ein. Damit begann eine Epoche schwerster Verfolgung für alle Litauer im Lande.

In wechselvollem Schicksal des Wilnagebietes begann ein neuer Abschnitt mit dem polnisch-russischen Kriege. Im Sommer 1920 zogen russische Truppen unter Marschall Tuchatschewski ins Wilnagebiet ein. Die Polen wurden vertrieben und erneut eine litauische Verwaltung eingesetzt. Die Russen selbst fühlten sich sozusagen im litauischen Lande zu Gast. Das „Wunder an der Weichsel“, das im letzten Augenblick vor Warschau den Sowjetfieg in eine entscheidende Niederlage verwandelte, zwang schließlich die Russen, wieder aus dem Wilnagebiet abzuziehen. Obwohl immer noch keinerlei Entscheidung der Botschafterkonferenz über das Schicksal des Wilnagebietes vorlag, stießen die Polen bei ihrer Säuberung des Landes von den Russen bis in die Wilnazona vor. Es kam zu Kämpfen mit Litauen, das sich beschwerdeführend an Genf wandte. Eine Völkerbundskommission traf daraufhin in Suwalki ein und leitete dort Verhandlungen zwischen Polen und Litauen. Es kam ein Vertrag zustande, der eine vorläufige Grenze südlich von Wilna vorsah, womit die Stadt Wilna also bei Litauen blieb. Die Unterzeichnung des Vertrages von Suwalki erfolgte am 8. Oktober 1920. Am 9. Oktober 1920, also einen Tag

später, besetzte der polnische General Zeligowski mit seinem Heere Wilna. Am diesen ungeheuerlichen Rechtsbruch am Tag nach dem Vertragsabschluß von Suwalki einigermaßen zu vertuschen, wurde der General von Warschau zum Meuterer erklärt. Wenngleich Warschau diese Haltung weiterhin bewahrte, so war doch kein Zweifel darüber, daß der General durchaus so handelte, wie seine Regierung es für ihre Pläne brauchte. Polen schlug in dieser Zeit dem Völkerbund vor, eine Volksabstimmung im Wilnagebiet durchführen zu lassen. Der Vorschlag wurde angenommen, unter der Bedingung, daß Zeligowski mit seinen Truppen zuvor das Wilnagebiet räumen müsse. Zeligowski blieb natürlich, wie es den Plänen seiner Regierung am ehesten entsprach. Er veranstaltete von sich aus eine Abstimmung. Wie derartige Abstimmungen unter polnischer Leitung in widerrechtlich besetztem Lande ausfallen, dazu bedarf es keiner weiteren Erklärung. Wie Hohn wirkte die Geste, daß der General selbst für die Zeit der Wahl das Gebiet verließ. Ob man auf diese Art meinte, die Völkerbundsforderung auf Entfernung des Generals im Falle einer Wahl erfüllt zu haben? Die Farce der Wahl wurde durchgeführt, ohne daß Litauer, Weißrussen oder Juden daran teilnahmen, weil jede freie Meinungsäußerung, außer zugunsten der Polen, unmöglich war. Der derart gewählte Wilnaer Landtag stimmte im Februar 1922 über das weitere Schicksal des Wilnagesbietes ab. Er tat es, wie der herrschende General es verlangte: für den Anschluß an Polen. Im Mai nahm Warschau vom „freien Entschluß“ Wilnas in feierlicher Sejm Sitzung Kenntnis. Der Völkerbund ließ zum Vergessen der peinlichen Situation eine Anstandsfrist von annähernd einem Jahr verfließen, ehe er im März 1923 seine Hilfslosigkeit in „Anerkennung“ ausdrückte.

Der Raub Wilnas aber blieb Litauens ewiger Dorn im Fleische und bestimmte seine Haltung gegenüber Polen. Litauen hatte Polen kennengelernt und verzichtete auf weitere Fühlungnahme mit diesem Staat. Es sperrte die Grenze, die es nur als „Demarkationslinie“ anerkannte und lebte im permanenten Kriegszustand mit seinem polnischen Nachbarn fast zwanzig Jahre hindurch. Keine diplomatische Beziehung be-

stand, kein Verkehr durch Eisenbahn, Wagen, Post oder was es sei, ging über die Grenze.

Beim Völkerbundstreffen im Jahre 1927 wurde der Versuch unternommen, diesem Zustande ein Ende zu bereiten. Pilsudski, selbst ein Kind des Wilnaer Landes, wo heute sein Herz beigesetzt ist, erschien sensationellerweise persönlich in einer Sitzung in Genf. Er trat Woldemaras, der jetzt nach langjähriger Verbannung nach Litauen zurückkehren durfte, entgegen und fragte kurz und entschieden: „Krieg oder Frieden?“ Vor diesem Forum, das sonst lange Reden ohne Entscheidungen gewohnt war, mußte der ehemalige Diktator Litauens damals unter der plötzlichen Überraschung Frieden wählen.

De facto änderte sich allerdings nichts am bestehenden Zustand. In der Verfassung bezeichnete Litauen nach wie vor Wilna als die Hauptstadt des Landes und blieb auch nach dem Ultimatum Polens in seiner neuen Verfassung dabei. Dieses Ultimatum wurde bekanntlich von Polen an Kauen nach der Eingliederung Österreichs ins Reich im vergangenen Frühjahr 1938 gestellt. Offenbar eifersüchtig auf den deutschen Machtzuwachs in dem bekannten Nachahmungstreben, das die polnische Politik stets auszeichnete, wenn sie sich verpflichtet fühlte, der Welt den Beweis zu liefern, daß Polen eine Großmacht sei, wurde in Warschau die Forderung auf sofortige Öffnung der Grenze erhoben. In der polnischen Hauptstadt wurden Umzüge mit der lauten Forderung eines Marsches nach Litauen veranstaltet, und Litauen konnte sich an sein Schicksal durch die Lubliner Union erinnert fühlen. Unter dem Zwange der Verhältnisse mußte Kauen dem Ultimatum nachgeben, bis der Zusammenbruch dem polnischen Spuk ein Ende bereitete, und Wilna ein zweites Mal aus der Hand der Russen an Litauen übergeben wurde, wie damals im russisch-polnischen Kriege im Sommer 1920.

Diese letzte Übergabe nun brachte aber mit dem Gebiet auch seine Menschen unter litauische Herrschaft. Und damit erstand ein bis dahin, wenn auch nicht unbedeutendes, so doch ungefährliches inneres Problem für Litauen in neuer Stärke. Die geschichtliche Auswirkung jener Lubliner für Litauen so ungeliebten Vereinbarung hatte nämlich als Erbteil ein erhebliches Polentum dem neugegründeten litauischen Staat in seine nach

dem Weltkrieg gezogenen Grenzen mitgegeben. Nach litauischen Angaben (Volkszählung 1923) lebten ungefähr 70 000 Polen in Litauen bei einer Gesamtbevölkerung von $2\frac{1}{2}$ Millionen, wobei die Polen allerdings ihren Anteil an Litauens Bevölkerung erheblich höher, nämlich auf das Dreifache der litauischen Angaben, bezifferten. Tatsächlich war aber der Einfluß des an sich geringen Prozentsatzes von Polen im Lande bei weitem bedeutender, als seine zahlenmäßige Stärke vermuten läßt. In der Geburtsstunde des litauischen Staates waren immerhin über 60 Prozent des Groß- und Mittelgrundbesitzes in polnischer Hand. Dieser Zustand war mit durch die Auswirkungen von Lublin entstanden, handelte es sich doch bei diesen litauischen Polen fast durchweg um polonisierten ehemaligen litauischen Kleinadel. Zur Brechung der Macht dieses Polentums wurde die litauische Agrarreform ein wesentlicher Faktor. Sein Besitz wurde radikal zusammengefrachten. Litauer durch das gewonnene Land in ihrem Besitz verstärkt oder neu angeesetzt.

Die seit jener Zeit unwesentliche Rolle, die das Polentum in Litauen, übrigens auch in der Hauptstadt spielte, erhält jetzt eine wesentlichere Bedeutung durch die Angliederung des Wilnagesbietes, das durchaus nicht etwa, völkisch gesehen, als ein litauisches Sterreich zu betrachten wäre. Bei aller Vorsicht gegenüber Zahlenangaben — die Litauer sprechen von 100 000 Polen, 80 000 Juden, 35 000 Weißrussen und andere Nationalitäten in der Stadt Wilna allein — ist offenbar, daß das rein litauische Element sich in der Stadt selbst, die nach polnischer Zählung 1937 208 000 Einwohner gehabt haben soll, wozu jetzt die Flüchtlinge zuzurechnen wären, absolut in der Minderheit befindet. Günstiger liegt das Verhältnis zweifellos auf dem Lande, wenngleich die Polen nach den Zahlen von 1931 den litauischen Anteil an der Muttersprache in der gesamten Wojewodschaft Wilna mit 5,2% bezifferten (65 300 von 1 276 000 Einwohnern). Es besteht also ein Polenproblem in erheblicher Stärke im heutigen vergrößerten Litauen. Die mit 50 000 bezifferte Zahl der Flüchtlinge aus allen Teilen Polens kommt dazu, um aus dem Wilna-Gebiet einen Herd der Unruhe zu machen. Wilna, diese bizarre

Stadt verkörperter östlicher Art, war stets ein von Polen mit Stolz gehütetes Zentrum seines Einflusses im Nordosten. Der Litauer dort wurde als Bürger zweiter Klasse betrachtet. Bei der im polnischen Wesen ausgeprägten klaren Zweiteilung in Herr und Knecht konnte der Litauer in polnischen Augen nur die Rolle des letzteren einnehmen. An dieser Haltung hat sich auch heute, wie es scheint, noch gar nichts geändert. Nach wie vor meint der Pole, ungeachtet des Machtwechsels, Herr des Landes zu sein. Es ist bekannt geworden, daß von Wilna aus polnische militärische Kreise erwogen, einen bandenmäßig getarnten Krieg gegen Litauen nach dem Auszug der Sowjets zu organisieren.

Soweit mögen diese Dinge rein innerlitauische Angelegenheiten sein. Sie sind es aber nicht mehr in dem Augenblick, wo Wilna als der Geburtsort eines neu zu schaffenden polnischen Staates im Sinne eines polnischen Piemont, von dem aus die polnische Herrschaft erweitert ausgebaut werden soll, gedacht wird. Und diese Neigung scheint bei gewissen polnischen Stellen sehr lebendig zu sein. Ein von litauischer Seite aufgedeckter Komplottversuch, hinter dem englische und französische Drahtzieher sichtbar geworden sind, zeigt, daß die litauische Regierung in erheblich scharfem Maße durchgreifen muß, um diesen tatsächlich vorhandenen Gefahrenherd zu beseitigen. Das Ergebnis der litauischen Untersuchungen hat deutlich ergeben, daß illegal aufgezogene Organisationen versuchen, mit Warschauer politischen Kreisen Kontakt zu halten, um Terrorakte gegen die litauischen Behörden zu organisieren, darüber hinaus aber auch Anruhen in den von Russen und Deutschen besetzten Gebieten zu schüren. Die litauische Staats sicherheitsstelle hat Geheimsender entdeckt und viele Verhaftungen vorgenommen. Es sind leitende Männer des ehemaligen öffentlichen Lebens zu polnischer Zeit unter den Verhafteten, so Professoren der früheren polnischen Universität, der Leiter der PUA, der früheren amtlichen polnischen Nachrichtenagentur, sowie ungefähr sechzig Militärs und Studenten, die offenbar von Wilna aus ihre irredentistischen Ziele für den gesamten Bereich des ehemaligen Polen verfolgen wollten.

Die radikalen polnischen Elemente finden eine erwünschte Unterstützung durch

die Geistlichkeit, die in den Predigten während der Gottesdienste den Gläubigen verkündet; der Zusammenbruch Polens sei eine Strafe Gottes, in kurzer Zeit aber würde ein großes Polen neu erstehen. Daß derartige Vorkommnisse das Verhältnis der litauischen Amtsstellen zu der polnischen Geistlichkeit erheblich trüben müssen, ist nicht verwunderlich. Die Person des Wilnaer Erzbischofs steht dabei im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser Hinsicht bald eine Neuregelung zu erwarten ist. Auf dem Kongreß der nationalen litauischen Partei der Tautininkai wies nämlich Anfang Januar Außenminister Urbys in seiner Rede darauf hin, daß die litauische Regierung bestrebt sei, ihre Beziehungen zum Vatikan endgültig zu regeln und ein harmonisches Verhältnis zwischen Staat und Kirche herzustellen, was auf diese Zusammenhänge hindeuten könnte.

Im übrigen hat man litauischerseits für das Frühjahr die Ausweitung der vorher erwähnten Agrarreform auf das Wilnagebiet angekündigt. Genau so wie in der ersten Nachkriegszeit eine Eindämmung des polnischen Elementes im alten litauischen Staatsgebiet auf diese Weise erreicht wurde, verspricht man sich wohl für das Wilnagebiet, das die Litauer von den Russen in einem verarmten Zustand übernahmen, ähnliche Erfolge.

In seiner bereits zitierten Rede auf dem Kongreß der Tautininkai hat der Außenminister Urbys grundsätzlich zum Verhältnis der Litauer zu den Polen im Lande festgestellt, daß es in beiderseitigem Interesse liege, daß die Beziehungen zwischen den beiden Völkern, deren Zusammenleben in Nachbarschaft in einem Raume gegebene Tatsache sei, in Ruhe geregelt würden. Tatsächlich gibt es unter den Wilnaer Polen eine Strömung, die unter Betonung ihrer Loyalität eine Zusammenarbeit mit Litauen als angestrebtes Ziel angibt und beispielsweise bei der Aufdeckung des erwähnten Komplotts ihr Mißfallen über derartige Methoden ausdrückte. Es dürfte sich jedoch bei diesen Verständigungsbereiten, den sogenannten „Krajowcy“ („Hiesigen“), kaum um mehr als um eine geschickter arbeitende Gruppe handeln, die nicht so revolutionär und offen wie ihre umstürzlerischen Landsleute, im Grunde doch dem gleichen Ziele zutreiben.

Es wird an Litauen liegen, dafür Sorge zu tragen, daß sein geschichtliches Problem Polen in der heutigen Sonderform einer Lösung zugeführt wird, die es nicht, etwa durch die Fiktion eines polnischen Piemont, über ein innenpolitisches Problem hinaus zu einer Frage macht, die auch außenpolitische Bedeutung gewinnen könnte und das Interesse benachbarter Staaten mitberühren müßte.

Dr. Joswig.

Die Tschechen und der Krieg

Als die ersten Granaten in die alte Stadt und Festung Belgrad einschlugen und bald hernach der Krieg an zwei Fronten entbrannte, da sahen die Tschechen den Augenblick für gekommen, der für sie schicksalwendend sein sollte: Deutschland und Österreich-Ungarn im Zweifrontenkrieg.

Seit Franz Palacky den Tschechen als Sinn ihrer Geschichte die jahrtausendlange Auseinandersetzung der slawischen Demokratie mit dem germanisch-deutschen Feudalismus darstellte, glaubte die tschechisch-nationale Politik eine antideutsche Funktion, die für sie gleichbedeutend war mit einer anti-habsburgischen in der Donaumonarchie zu erfüllen. Die Begründung der Abgabe Pa-

lacks an das Frankfurter Parlament wurde für Jahrzehnte die Richtschnur der tschechischen Politik, als Bismarck bei seinem Einzug in Böhmen im Jahre 1866 seinen Ausruf an die Deutschen und Tschechen des Landes richtete, antworteten die Tschechen wohl mit einer Sympathiekundgebung für das Haus Habsburg, das sie eben als den schwächeren Gegner empfanden. Mit der politischen Entwicklung Europas im 19. Jahrhundert weiteten sich auch die Auffassungen der Tschechen über ihre Stellung und Aufgabe auf dem Kontinent. Sahen sie ihre Aufgabe zunächst darin, im Rahmen der Donaumonarchie für restlose Autonomie der sogenannten historischen Landen Böhmen, Mähren und Schle-

sien zu kämpfen und damit den deutschen Einfluß im Habsburgerreich weiter zu verringern, so führte sie der Gedankenflug Masaryks auf die europäische Ebene. Bereits um die Jahrhundertwende glaubten sie durch eine staatliche Selbständigkeit und anti-deutsche Politik eine europäische Aufgabe zu erfüllen. Entsprechend der außenpolitischen Konstellation führte sie ihr außenpolitischer Weg nach Paris und Petersburg. Die liberalen und marxistisch orientierten Politiker wallfahrten nach Frankreich und priesen hier den Geist der französischen Revolution. Das konservative Bürgertum dagegen entsandte seine Vertreter in das Zarenreich. Aus dem Geschlechte der Romanows erwarteten sie den König ihres künftigen Reiches. Realistlik und Schwärmerei, die nun einmal die tschechische Politik charakterisierten und dem Zwiespalt des tschechischen Volkes entsprechen, der sich durch seinen Volkscharakter ebenso zieht, wie durch seine ganze Geschichte, haben auch diesen Weg nach West und Ost vorgezeichnet. Beide Gruppen waren sich aber in der Auffassung einig, daß sie durch die Pflege guter Beziehungen nach beiden Seiten am besten der tschechischen Sache dienten. Sie dachten nämlich so: Einem Zweifrontenkrieg würden die Mittelmächte nicht standhalten. Ihr Zusammenbruch würde also die tschechische Selbständigkeit bringen. Sollten sie sich dem Druck von zwei Seiten doch erwehren, dann wäre zumindest Österreich-Ungarn am Ende des Krieges so geschwächt, daß es allen tschechischen Forderungen nachgeben müßte.

Mit solchen Erwartungen traten die Tschechen in den Weltkrieg ein. Sie bestimmten ihr Verhalten in den vier ereignisreichen Jahren. Der Ausgang des Krieges und das Diktat von Versailles schien die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu erweisen. Gewiß schwankte ein sehr großer Teil des tschechischen Volkes in den ersten Kriegsmonaten zwischen beschworener Untertanenpflicht und den Forderungen seiner politischen Führung. Aber diese Schwankungen richteten sich doch sehr bald in die Linie der tschechischen Freiheitspolitik aus.

Aus den in der Vorkriegszeit angestellten Überlegungen, deren Richtigkeit wie gesagt durch den Gang der Ereignisse bestätigt erschien, sahen die Tschechen in der Nachkriegszeit die Existenz ihres Staates am besten gesichert, wenn sie die Verbindung nach dem

Westen und Osten aufnahmen. Masaryk, Benesch und ihre Clique sahen in Versailles ebenso eine unabänderliche Ordnung, wie für sie der Gegensatz Deutschland-Rußland unüberbrückbar schien. Man wird es daher verstehen können, daß Dr. Benesch den Trumpf seines Lebens im Abschluß eines Militärbündnisses mit Moskau sah. Hatte einst der Ring um Deutschland das Reich niedrigerungen, so sollte er es jetzt auch dauernd niederhalten.

Die geschichtliche Entwicklung in den vergangenen zwei Jahren hat das tschechische Volk vor unerwartete Realitäten gestellt. Über Nacht ist ihm der Irrtum seiner Politik vor Augen geführt worden. Damit aber begann sich der Mythos zu verflüchtigen, der im Glanze eines falschen Heldentums über seinen geschichtlichen Weg gelagert ist. Nun beginnt man langsam zu erkennen, daß die geschichtliche Sendung des tschechischen Volkes nicht in der Erfüllung einer antideutschen Funktion, sondern in der Zusammenarbeit mit dem deutschen Volke besteht. Nun gibt es aber im tschechischen Volk immer noch Kreise, die es immer wieder auf den falschen Weg der Vergangenheit zerrren wollen. Das Übergewicht in ihm aber haben doch jene Kräfte, deren Handeln durch die politischen Wirklichkeiten der Gegenwart vorgeschrieben wird. Diese Haltung der Tschechen wird gerade jetzt während der Kriegszeit besonders deutlich sichtbar. Sie stehen heute den Ereignissen ganz anders gegenüber als im Jahre 1914. Die Einstellung ist eben bestimmt durch die Erfahrungen der letzten zwei Jahre. Gewiß hat es auch bei Ausbruch des Krieges im September des Vorjahres nicht an Illusionisten gefehlt — ihre Zahl war sicher weit größer, als äußerlich zum Ausdruck kam, die da glaubten, es sei wieder der Augenblick gekommen, der „Schicksalswende“ sein werde.

Man hört trotz aller Enttäuschungen auf englisch-französische Versprechungen und sympathisierte trotz aller Gegnerschaft mit den Polen. Der Feldzug der 18 Tage mit seiner ungeahnten deutschen Kraftentfaltung und das Verschwinden Polens von der europäischen Landkarte ohne die Erfüllung des englisch-französischen Garantieversprechens haben weite Kreise dieser Illusionisten ernüchtert. Wir haben in den letzten Folgen des „Deutschen im Osten“ in diesen Spalten auf das geistige Ringen der Tschechen mit den Problemen der Gegenwart wiederholt hin-

gewiesen und aufgezeigt, wie sich die Tschechen zu den Erscheinungen der Gegenwart einstellen. Wenn man sich die Einstellung der Tschechen im Jahre 1914 vor Augen hält und sie vergleicht mit ihrer Antwort auf eine von Staatssekretär Karl Hermann Frank in Prag gehaltene Rede über die Kriegsaufgaben der Tschechen, dann wird der Wandel offenbar, der sich im tschechischen Volk durch die Wucht der Ereignisse vollzogen hat.

Anlässlich des „Tages der H“ hatte Staatssekretär Karl Hermann Frank in einer Rede am Prager Altstädter Ring u. a. erklärt, mit der Eingliederung der Länder Böhmen und Mähren in das Großdeutsche Reich sei dieser Raum unabänderlich und für alle Zeiten wieder Reichsland geworden und damit selbstverständlich und vordringlich deutsches Interessengebiet. Genau wie alle übrigen Länder des Reiches, habe auch das Protektorat jetzt nur die eine Aufgabe, als Teil des Reiches einen Beitrag zum Sieg des Reiches zu liefern. Die klar ausgesprochene Forderung des Staatssekretärs fand eine ebenso klar ausgesprochene tschechische Antwort. Sie wird am deutlichsten zum Ausdruck gebracht durch die „Tschechische Korrespondenz“ in der es u. a. heißt: „Aus diesen Worten des Staatssekretärs ersehen wir, daß das Reich einen tschechischen Beitrag zum Sieg erwartet. Seien wir uns dessen bewußt, daß dieses Vertrauen der Reichsstellen vielleicht unser wertvollstes politisches Kapital ist, eine Grundlage, auf der das tschechische Volk seine Politik sowohl heute als auch in dem kommenden Nachkriegseuropa aufbauen kann. Wir wissen, daß es um Sein oder Nichtsein geht, daß das Reich alles einsetzen wird, um den Sieg zu erkämpfen. Das Reich kann nicht geschlagen werden und die Tschechen sind vom militärischen und moralischen Übergewicht der deutschen Nation überzeugt. Es liegt also im ureigenen tschechischen Interesse, sich gewissenhaft zu bemühen, daß auch das Protektorat seinen verdienstvollen Anteil an diesem Siege des Reiches hat. Dann werden auch die tschechischen Politiker nach dem Kriege ihr Vorgehen durch Hinweise auf diese Treue und auf den tschechischen Beitrag zum Siege des Reiches stützen. Dies ist die einzige Grundlage, auf der man verlässlich bauen kann und gleichzeitig ist es der geeignetste Boden, auf dem wir dem Deutschtum wirklich am leichtesten nähergebracht werden können.

Das tschechische Volk hat“, so versichert die Korrespondenz, „in seiner Mehrheit alles, was Staatssekretär K. H. Frank sagte, gut begriffen, richtig erwogen und ist damit vernunftsmäßig einverstanden. Bald wird vielleicht dieses vernunftsmäßige Einverständnis wärmere Gefühlsschattierungen annehmen, sobald nämlich das Reichsbewußtsein der breiten Volksmassen eine Vertiefung erfahren wird. Inzwischen werden die Tschechen freiwillig und mit Überzeugung den Weg fortsetzen, den Staatspräsident Dr. Hacha beschritten hat. Eine kleine Anzahl von Einzelpersonen werden vielleicht enttäuschen, das tschechische Volk als Ganzes wird aber nicht versagen. Es kann schon deshalb nicht versagen oder enttäuschen, weil es weiß, daß es durch die Arbeit für den Sieg des Reiches auch seine eigene Zukunft sichert, die für immer mit dem deutschen Schicksal verbunden ist.“

In dieser Antwort, die fast durch die ganze tschechische Presse gelaufen ist, kommt die tschechische Gesamthaltung deutlich zum Ausdruck. Die Tschechen zweifeln nicht an der deutschen Überlegenheit, fühlen ihr Schicksal mit dem des Reiches verbunden und ziehen daraus „vernunftsmäßig“ ihre Schlüsse. Wärmere Gefühlsschattierungen überlassen sie dem Zeitpunkt, in dem das Reichsbewußtsein bei den Tschechen sich durchgesetzt hat.

Vom gleichen Tenor war einige Tage später das Echo auf die Führerede vom 30. Januar getragen. Die Ausführungen Adolf Hitlers, die vom Rundfunk übertragen und von der tschechischen Presse wiedergegeben worden sind, werden von allen Zeitungen übereinstimmend als der Ausdruck unerschütterlicher deutscher Siegeszuversicht gekennzeichnet. „Der Führer hat“, so meint die „Narodni Politika“, „die heutige Lage, die dem deutschen Volke Arbeit, Kampf, Sorgen und Mühen bringt, unter dem großen Gesichtswinkel der Generationen gekennzeichnet. Alle Hoffnungen auf eine Aufspaltung des deutschen Volkes sind eine Illusion.“

„Narodni Stred“ stellt gleichfalls fest, daß Deutschland siegen und leben werde. Der Führer habe die Verwerflichkeit der westlichen Kriegsziele aufgedeckt, nämlich das Ziel, das heutige Großdeutschland in eine Anzahl von Kleinstaaten zu zerschlagen. Wie in der Innenpolitik, steht auch in der außenpolitischen Zielsetzung das ganze deutsche

Volk fest und einig hinter dem Führer und hinter der Forderung, daß auch die gerechten Ansprüche Deutschlands auf die Reichtümer der Welt befriedigt werden. Man könne ruhig sagen, daß diese Forderung nicht nur ein Problem des Reiches, sondern ganz Mitteleuropas ist. In diesem Punkt ist der jetzige Kampf Deutschlands um die gerechte Beteiligung an den Reichtümern der Welt nicht nur ein Kampf um das deutsche Lebensrecht, sondern ein Ringen um die Gerechtigkeit in der Aufteilung der Rohstoffquellen. Der 30. Januar habe der ganzen Welt ein einzigartiges Bild des geeinten 80-Millionen-Volkes vor Augen geführt, das fest und entschlossen hinter der Fahne seines Führers in eiserner Disziplin marschiert. Und das sind Eigenschaften und Tatsachen, die in der Geschichte immer die besten Bürgschaften für den Sieg waren und auch jetzt sein werden.

So nehmen die Tschechen zu den Ereignissen der Gegenwart stets in positiver Weise Stellung. Was sie dazu veranlaßt, sind nicht allein die politischen und geschichtlichen Erkenntnisse aus der Vergangenheit, über die sie laut diskutieren, sondern auch die Erfahrungstatsachen, daß sich trotz aller kriegsbedingten Einschränkungen, die auch den Tschechen auferlegt sind, eine Gesundung des öffentlichen Lebens von den Krankheitserscheinungen der vergangenen 20 Jahre vollzieht. Darüber wird in auffallender Weise sehr wenig gesprochen. Dieser Gesundungsprozeß im öffentlichen Leben zeigt sich in ganz augenfälliger Weise auf dem Gebiet der Gemeinde- und Provinzialverwaltung. Die sind frei von den Auswirkungen der früheren Parteipolitik und können sich ausschließlich der positiven Arbeit widmen. Es ist tschechisches Eingeständnis, daß zahlreiche Gemeinden erst im abgelaufenen Jahre die Projekte verwirklichen konnten, die sie seit 20 Jahren erstrebten. Es zeigt sich, daß der Versorgungsdienst, der aus dem aufgeblähten tschechischen Verwaltungsapparat ausgeschieden ist, tadellos funktioniert. Die englisch-französischen Behauptungen, daß das öffentliche Leben in Böhmen und Mähren darniederläge, findet eine schlagende Widerlegung durch die Ausführungen, die der Vorsitzende der tschechischen Landeszentrale der Städte und Bezirke, Ottokar Rypř, kürzlich in aller Öffentlichkeit gemacht hatte. Er führte u. a. aus:

„Für das Jahr 1940 hat die Selbstverwaltung ein weites Investitionsprogramm vorbereitet, dessen Erfordernisse allein hinsichtlich der Gemeinden rund eine halbe Milliarde Kronen beträgt. In diesem Rahmen sind vorgesehen: systematische Regulierung der Gemeinden, Bepflanzung brachliegender Grundstücke, Bau von Wasserleitungen, Fortsetzung der Elektrifizierung usw. Daneben muß natürlich auch eine Reihe wichtiger sozialer Probleme der Gegenwart gelöst werden. Besondere Aufgaben fallen den Gemeinden auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft zu, so die systematische Arbeit an Regulierungen, Miliorationen u. ä. Man kann annehmen, daß im heurigen Jahre auch das Gesetz über die Sprengelbürgerschulen zur Durchführung gelangt und daß eine ganze Menge neuer Sprengelbürgerschulen errichtet werden wird.

Der finanzielle Stand der territorialen Selbstverwaltung entspricht den heutigen Verhältnissen. Die Gemeinden erfüllen im Rahmen der Voranschläge ihre Verpflichtungen; darüber hinaus sind sie jedoch bestrebt, durch Herstellung des finanziellen Gleichgewichtes eine gesunde wirtschaftliche Grundlage zu erhalten. Die letzte Schuldenregelung brachte den Gemeinden und Bezirken sehr große Vorteile, so daß sich die Zahl der Gemeinden und Bezirke mit unausgeglichenen Voranschlägen sehr vermindert hat. Man kann eine Fortsetzung dieser Schuldenregelung als feststehend betrachten, damit aus dieser Aktion allen verschuldeten Gemeinden ein Nutzen erwächst. Die Schulden der Selbstverwaltung wurden seinerzeit (vor dem Herbst 1938) auf elf Milliarden Kronen geschätzt. In Böhmen und Mähren wurden seither drückende Schulden in der Höhe von etwa einhalb Milliarden Kronen bereinigt. Die übrigen Schulden kann man zum großen Teil als laufende Schulden betrachten, welche im Rahmen der Voranschläge der Gemeinden und Bezirke ihre regelmäßige Deckung finden, so daß in der Hauptsache bisher alle drückenden Schulden durch die Regelung vom Hilfsfonds übernommen wurden. Jene Selbstverwaltungskörper, welche durch die Schuldenregelung ihr finanzielles Gleichgewicht festgestellt haben, führen jetzt an den Hilfsfonds einen Pflichtbeitrag ab. Dieser Beitrag wurde so bemessen, daß er das finanzielle Gleichgewicht der Gemeinden oder Bezirke nicht bedroht, sondern daß er vielmehr der

finanziellen Potenz des betreffenden Selbstverwaltungskörpers entspricht. Durch diese Beiträge soll die Fortsetzung der Schuldenregelung ermöglicht werden.

Die tschechische Selbstverwaltung ist derzeit in zwei Verbänden organisiert: in der Landeszentrale der Städte und Bezirke Böhmens und in der Zentrale der mährischen Gemeinden, Städte und Bezirke. Diese Organisationen stellen sich vor allem in den Dienst der Beratung, Information und Initiative zugunsten ihrer Mitglieder und ermöglichen es denselben, ihren Aufgaben in allen Belangen ordentlich nachzukommen. Diese beiden Organisationen der tschechischen Selbstverwaltung sind wieder im Rahmen der tschechischen Nationalen Gemeinschaft zusammengeschlossen, welche die Arbeit in Fragen der Selbstverwaltung in der Selbstverwaltungskommission zentralisiert hat.

Basis dieser durchaus positiven Arbeit der tschechischen Selbstverwaltung ist die Erkenntnis der realen Wirklichkeit, wie sie durch die Änderung der innerpolitischen Verhältnisse herbeigeführt wurde. Praktisch bedeutet das Verhalten dieser tschechischen Selbstverwaltung eine weiterschauende Zusammenarbeit — nachdrücklich betont Landesauschubbeißer Kypr — eine positive Zusammenarbeit mit allen Organen der öffentlichen Verwaltung, besonders aber mit den zuständigen Ämtern des Protektorats.“

Es ist Gesetz der tschechischen Geschichtsentwicklung, daß das tschechische Volk immer dann einen wirtschaftlichen Aufstieg erlebte, wenn im böhmisch-mährischen Raum der deutsche Einfluß bestimmend ist. Wieder vollzieht sich dieses Gesetz — trotz des Krieges.

— rer —

Klarheit in Prag

Auf dem Altstädter Ring in Prag fand im Dezember 1939 anlässlich der Einweihung des Kolowrat-Palais auf der Insel Rampa als Sitz der Kreisleitung der NSDAP eine Kundgebung statt. In Anwesenheit des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley und des Gauleiters und Reichsstatthalters Konrad Henlein hielt der Staatssekretär, H-Gruppenführer Karl Hermann Frank eine Ansprache, in der er sich an die Tschechen wandte. Der historische Rahmen, in dem die Kundgebung verlief, paßte so recht zu den Ausführungen des Staatssekretärs, die ebenso wie die ganze Kundgebung von den Tschechen stark beachtet worden ist. Auch diese Kundgebung ist ein symptomatisches Zeichen für den großen Wandel, der sich im innerböhmischen Raum innerhalb eines Dreivierteljahres vollzogen hat. Denn noch vor Ablauf dieser Frist wäre es unmöglich gewesen, in Prag eine derartige Kundgebung aufzuziehen. Der Staatssekretär führt in seiner historischen Rede u. a. folgendes aus:

„Die Kundgebung ist nach zwei Seiten hin von besonderer Bedeutung. Einmal für die Deutschen, das andere Mal auch für die Tschechen. Die Deutschen sollen und müssen sich klar werden über die gewaltige geschicht-

liche Tat des Führers, die er mit der Rückgliederung der Länder Böhmen und Mähren in das Reich vollbracht hat. Nichts kann das besser bestätigen als die Tatsache, daß heute deutsche Nationalsozialisten auf dem geschichtlich so bedeutenden Altstädter Ring zu einer machtvollen Kundgebung angetreten sind. Das sollt ihr Deutschen Böhmens und Mährens wissen und darauf stolz sein, daß ihr zu uns gehört, sollt frei und mutig das Haupt erheben, sollt wissen, daß wir über euch wachen und euch schützen. Den Tschechen und der heutigen tschechischen Regierung soll diese Kundgebung noch einmal klar und deutlich vernehmbar vor Augen führen:

1. Seit dem 16. März 1939 sind Böhmen und Mähren ein unlösbarer Bestand des Großdeutschen Reiches. Wo die Hakenkreuzfahne weht, weht diese immer.

2. Die Tschechen haben die Möglichkeit, in diesem Großdeutschen Reich sich selbst zu verwalten, glücklich und zufrieden zu leben, wie ihre Vorfahren unter deutschen Kaisern und Königen, und die Segnungen dieses Reiches zu genießen, wie alle seine Bürger — wenn sie es wollen, d. h. wenn sie ihre realen politischen Gegebenheiten ohne jeden Hintergedanken erkennen und anerkennen und

ehrliche Partner sind. Dazu gehört, daß sie sich vollständig freimachen von tschechischen Geschichtsklügen, Emigranten- und Legionärs-ideologien und den noch immer für sie unheilvoll gewesenen Einfluß von Paris und London und ihrer emigrierten jüdisch verfißten Phantasten.

3. Die heute tschechische Regierung und die tschechischen Führer müssen jedes Doppelspiel und jede Doppelzüngigkeit unterlassen und eindeutig und klar sprechen und handeln. Sie können sich im übrigen ein Beispiel an der slowakischen Regierung nehmen.

4. Die tschechische Nation hat es nur der Großmut und Staatskunst des Führers zu danken, wenn heute nicht, wie in Polen, ihre Städte und Dörfer vernichtet und hunderttausende tschechische Soldaten verblutet sind.

5. Das deutsche Volk und Reich und mit ihm das Protektorat lebt heute in einem uns von England aufgezwungenen Kriege. Wir nehmen diesen Krieg blutig ernst und kämpfen ihn bis zum vollständigen Siege durch. 1918 mit seinen Folgen kehrt niemals wieder. Niemals wird es wieder ein Waffenstillstandsprotokoll geben, das die Unterschrift eines tschechischen Emigranten trägt. Das Wort Kapitulation kennt ein nationalsozialistisches Deutschland nicht. Die Ordnung im neuen Europa werden diesmal wir machen.

6. Trotz vorhandener scheinbarer Analogie zu 1918 (Emigration) wäre es der größte Selbstbetrug der Tschechen, wenn sie annehmen würden, noch einmal mit Hilfe des Auslandes die so unrühmlich verstorbene Tschechoslowakei wieder errichten zu können.

Alle unsere Feinde mögen es wissen, daß Deutschland sich blind vertrauend nur einmal hat betrogen lassen. Seit 1918 sind wir Deutschen ein einiges Volk geworden. Deutschland ist erwacht, hat seinen von Gott gesandten Führer Adolf Hitler und wird mit jedem Jahr der uns aufgezwungenen Kriegsdauer härter, zäher und verbissener. Die Tschechen im besonderen mögen wissen, das nationalsozialistische Reich von heute ist nicht das Österreich-Ungarn der Weltkriegsjahre. Der Führer ist nicht der hilflose Kaiser Karl und in Prag sitzt nicht Coudenhove als Statthalter. Im Weltkriege standen die Tschechen gegen ein schwaches, in sich zerfallenes Österreich. Heute und in aller

Zukunft hat das nationalsozialistische Reich die stärkste und geschlossenste Regierung der Welt."

Diese Ausführungen lassen nichts an Deutlichkeit vermissen. Sie waren für die einen, die guten Willens sind, eine Bekundung des ehrlichen deutschen Willens für ein friedliches Nebeneinander der beiden Völker. Für jene Kreise aber, die ihr Ohr noch immer der Stimme des geflüchteten Staatspräsidenten leihen, waren sie eine deutliche Warnung, ihre zwiespältige Politik fortzusetzen.

*

Von den vielfachen Erscheinungen des politischen und geistigen Lebens des tschechischen Volkes ist sein Bemühen wohl das charakteristischste, Klarheit über die Ursachen des Zusammenbruches der Politik Masaryks und Benesch's zu erhalten. Die Ereignisse im Herbst 1938 und im Frühjahr 1939 haben das tschechische Volk wohl zunächst betäubt, aber bald hatte es sich von dem Sturz aus der Welt der Träume und Illusionen, in die es durch Masaryk und Benesch geführt worden ist, erfangen. Mit der Enttäuschung über die Erhaltung der demokratischen Westmächte wuchs die Erkenntnis, wie falsch es in den vergangenen zwanzig Jahren über die Entwicklung im Deutschen Reich, vor allem aber in der Zeit seit 1933 unterrichtet worden ist. Man wird es daher verstehen, daß ein Buch des ehemaligen Generalstabs-offiziers Emil Moravec: „In der Rolle des Mohren“ starke Beachtung findet, in dem dieser tschechische Offizier, der bis zum letzten Augenblick für Benesch eingetreten war, aus den Ereignissen der Jahre 1938—1939 die Konsequenzen zieht und auf Grund seiner Erkenntnisse, die Fehler der Vergangenheit aufzeigt. So lesen wir z. B. in seinem Buch:

„Biel Papier wurde beschrieben über das Entstehen der nationalsozialistischen Bewegung, aber sehr wenig wurde die Tatsache beachtet, daß diese Bewegung die Revolution der jüngeren Generation gegen die ältere war. Die Generation der Frontsoldaten stürzt die Vorkriegsgeneration, die es nicht verstand und auch nicht vermochte, Deutschland aus wirtschaftlichem Chaos herauszuführen und ihm eine bessere moralische Zukunft zu geben...“

„Wir haben geglaubt, daß das neue nationalsozialistische Deutschland lediglich eine

reaktionäre Kopie des alten kaiserlichen Deutschland ist. Uns schien es, daß das neue Deutschland der schwärzeste Raum im neuen Europa ist, und daß Rußland im Osten und die Demokratien im Westen die Vertreter der Bewegung nach links sind. Getreu den Interessen des kleinen Mannes, der die überwiegende Mehrheit des Volkes darstellte, gingen wir mit der Linken...

Unwillkürlich erinnert man sich der Unterredung, die Präsident Masaryk im Jahre 1932 einem Vertreter der „Neuen freien Presse“ gewährte und in der er über seine Ansicht über Adolf Hitler und die nationalsozialistische Bewegung befragt wurde, ungefähr ausführte: Adolf Hitler komme ihm vor wie ein nackter Mann, der durch die Straßen liege, und wie ihm deshalb das Volk nachrenne. Die nationalsozialistische Bewegung sei eine Krisenerscheinung, die verschwinden werde, sobald sich die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder konsolidieren würden. Wenn ein Mann vom Range Masaryk, der Präsident des Staates werden konnte und in der Gelehrtenwelt immerhin einen guten Klang hatte, ein halbes Jahr vor der Machtergreifung derart über die innerpolitischen Verhältnisse des größten Nachbarn seines Vaterlandes urteilte, darf man sich nicht wundern, wenn unter dem Einfluß der Propaganda der Linkspartei und Emigranten das tschechische Volk zu fälschlich falschen Vorstellungen gelangte. Die gleichen Kreise, die dem polnischen Volke vorgegaukelt haben, die deutsche Wehrmacht sei schlecht ausgerüstet, ihre Tanks bestünden aus Pappendekelatrappen, so daß während des Krieges tatsächlich polnische Reiterregimenter mit gezückten Degen gegen die deutschen Panzerkampfwagen vorgingen, haben im Sommer 1938 auch dem tschechischen Volke die Minderwertigkeit der deutschen Truppen und des deutschen Kampfmateri als eingeredet und ihm damit gefährliche Hoffnungen vorgegaukelt.

Aber hören wir Moravec weiter:

„Die Fortschrittler der ersten Republik haben Masaryk nicht verdaut, versuchen nicht, seine Lehren praktisch zu vertiefen und die Republik der neuen Weltentwicklung anzupassen. Das Fortschrittlerturn verstand höchstens sich hinter ihm zu verstecken, wenn es irgendeine Dummheit angestellt hatte. Unsere Minderheitenpolitik war vollkommen dem Geiste Masaryks entgegengesetzt, und

Präsident Masaryk hatte in seiner Regierung öfters einen größeren Zensur seiner Kundgebungen, als der ehemalige Professor Masaryk in der österreichischen Bürokratie...“

„Der zweite Präsident, Dr. Benesch, behauptete, Optimist zu sein. Der erste Präsident war es niemals. Der zweite Präsident redete sich ein, alles zu lenken, während er sich tatsächlich vom Strom dahintreiben ließ...“

„Die Vorkriegsgeneration im Lager der siegreichen Entente unterlag zwei großen Irrtümern: 1. daß der Friede mindestens für zwei Generationen gesichert ist, und 2. daß Deutschland die Möglichkeit für den Aufbau einer neuen Kriegsmacht in einem solchen Umfange, der das machtpolitische Gleichgewicht des Jahres 1919 bedrohen könnte, genommen worden ist. Diese beiden Irrtümer hängen eng zusammen...“

„Unsere Außenpolitik führte den Staat dem Krieg mit Deutschland entgegen. Daran läßt sich nicht mehr zweifeln. Dieser Krieg sollte durch die Bildung politischer Blöcke verhindert werden, die immer ein militärisches Übergewicht über Deutschland haben sollten. Seit der Unterzeichnung des Militärvertrages mit Frankreich mußten daher alle unsere inneren und äußeren Bestrebungen darauf abgestimmt sein, daß wir einen Zusammenstoß mit Deutschland militärisch leicht überstehen...“

„Wer von uns hat gewußt, daß die Staatsmänner des Westens gleichzeitig Großaktionäre in den mitteleuropäischen und überseeischen Unternehmen sind? Wer wußte, daß Chamberlain einen Teil seines Familienvermögens aus der Eisengesellschaft „Nettleford and Chamberlain“ in Birmingham bezog und diese Gesellschaft in enger Verbindung mit den „Baldwin Ltd.“-Eisenwerken stand? Als Chamberlain Runciman zu uns sandte, erfuhren wir, daß dieser einer der größten britischen Reeder ist. Wer von den Tschechen wußte, daß Chamberlain Mitglied des Verwaltungsrates der „Birmingham Small Arms Company“ und der „Elliot's Metal Company“, vereinigt mit der „Imperial Chemical Industrie“ ist und daß er mit seinen 11 747 Aktien einer der größten Aktionäre des größten Rüstungsunternehmens der Welt „Vickers Armstrong and Comp.“ ist? ...“

„Da wir uns schon einmal entschlossen haben, in Mitteleuropa das deutsche Recht auf Raum und Selbstbestimmung zu ersticken,

mußte eine Politik aufgenommen werden, die uns in Mitteleuropa beide Flanken sichert, Polen und Italien. Bei uns gab es eine ganze Reihe ehrwürdiger und gelehrter Narren, die während des Weltkrieges mit dem Zerfall der Macht Mussolinis bereits während der ersten Wochen während des abessinischen Krieges rechneten. Der Zauber der Debatten im Völkerbund war stärker als die Existenzbedürfnisse des Staates . . .“

Noch vor einigen Jahren lehnten es tschechische Journalisten ab, sich von den Verhältnissen im nationalsozialistischen Deutschland zu überzeugen. So war es eher möglich, ein Kamel durch ein Nadelöhr zu treiben, als einen tschechischen Journalisten, gleichgültig ob er im linken oder rechten Lager stand, zu einer Reise nach Deutschland zu veranlassen. Er befandete damit die gleiche Voreingenommenheit, wie sie bei den englischen und französischen Gewerkschaftsführern besteht. Wenn heute tschechische Journalisten ins Reich fahren, weil die Leser ihrer Blätter die Wahrheit über die Zustände in Deutschland erfahren wollen, so mag manchem von ihnen die Verantwortungslosigkeit bewußt werden, mit der er noch vor kurzem über die Zustände in Deutschland berichten ließ. Um so mehr bemühen sich nun die tschechischen Journalisten, sich von den falschen Vorstellungen zu befreien und der Wahrheit die Ehre zu geben. So veröffentlichte kürzlich der Prager Journalist Viktor Muffik in führenden tschechischen Zeitungen einen interessanten Bericht über seine Reiseeindrücke in Deutschland:

„Vor allem: Warum fuhr ich gerade jetzt nach Deutschland? Es waren die Nachrichten der Auslandspropaganda über die Evakuierung der deutschen Grenzgebiete im Westen, über die Bombardierung von Städten und Häfen, über die Vernichtung von Fabriken und die Behauptungen von großer Not und verzweifelter Stimmung des deutschen Volkes, und demgegenüber die ruhigen und sachlichen Dementis dieser Meldungen durch die offiziellen deutschen Stellen, welche mir den ersten Anreiz zu einem wenn auch nur kurzen Besuch in Deutschland gaben.

Ein weiterer Anlaß dieser Reise war mein Streben, meine Anschauung zur Geltung zu bringen, daß es Aufgabe der tschechischen Journalisten ist, sich als erste um die Ausfüllung der unzureichenden Kenntnis unserer Öffentlichkeit über das Dritte Reich, in dessen Lebensraum wir eingegliedert sind, zu

bemühen. Es war der größte Fehler der vergangenen Periode unserer Geschichte, daß wir, obwohl wir die Deutschen ringsum zu Nachbarn haben, den neuen Geist unseres bedeutenden Nachbarn nicht nur nicht begreifen konnten und wollten, sondern daß wir allzu oft eine antideutsche Politik trieben, durch welche die beiderseitigen Konflikte nur wuchsen. Damit sich dies nicht mehr wiederhole, ist es jetzt Pflicht der tschechischen Journalisten, eine Änderung der Anschauung zu unterstützen, mit Erfolg, ohne überflüssige nationale, wirtschaftliche und kulturelle Verluste.

Auf meiner Reise durch Deutschland besuchte ich Berlin, Köln, Aachen, Essen, Bremen, Hamburg und Gleiwitz. In allen diesen Städten machte auf mich — wie sicher auf jeden Besucher aus dem Auslande — den stärksten Eindruck die imponierende Disziplin des ganzen deutschen Volkes, welches angesichts der schwersten Prüfungen, welche die Geschichte auferlegen kann, diszipliniert und ruhig blieb und weder einer Nervosität der Unsicherheit unterlag, noch Verwirrungen auf Grund von Befürchtungen, was der morgige Tag bringe.

Wenn wir heute in Deutschland aufmerksam um uns blicken, sehen wir, daß jeder Deutsche, Mann wie Frau, zu dem ihm aufgezwungenen Kriege entschlossen ist und dies mit Vertrauen zum Führer und zu der gesamten staatlichen, militärischen und politischen Führung. Aus diesem unerschütterlichen Vertrauen quillt jener unverwüßliche Optimismus aller, daß Deutschland diesen Krieg gewinnen müsse, damit der Lebensraum des 80-Millionen-Volkes gesichert werde. Nachdrückliches Gegenstück und Frucht dieser Widerstandskraft und des Willens, bis zum Ende durchzuhalten und vor niemanden zu kapitulieren, ist im Hinterlande die eifrige Friedensarbeit, die durch den Krieg weder unterbrochen, noch eingeschränkt wird; im Gegenteil, zu den begonnenen Projekten treten ständig neue, wie z. B. die gerade eingeleitete Schaffung des Oder-Donau-Kanals.

Die ernste Zeit hat sich auch auf die Opferwilligkeit des Volkes zugunsten jener, die schwerere Lebensbedingungen haben, ausgewirkt. So sehen wir überall in Deutschland, daß die glänzend organisierte Aktion des W.H.W. überraschende Erfolge zeitigt, durch welche es auch den bedürftigsten deut-

schen Volksgenossen ermöglicht wird, mit ihren Familien die schlimmsten Zeiten zu überstehen.

Eine angenehme Überraschung für mich als Journalisten waren die Bereitwilligkeit und das Vertrauen, womit mir die ~~Nachrichte~~ durch Deutschland ohne irgendeine Beschränkung, Zensur und Verdächtigung angeboten wurde. Hierdurch wurde mir die Möglichkeit geboten, mich davon zu überzeugen, daß die deutschen Behauptungen von der Lüghaftigkeit der Auslandspropaganda wahr sind. Der Verkehr mit den Behörden und auch mit einzelnen Personen ließen mich die neuen Formen der gesellschaftlichen Gleichberechtigung erkennen, welche die Frucht des nationalsozialistischen Regimes sind. Ich vergesse nicht des geradezu herzlichen Empfanges bei verschiedenen Stellen. Diese disziplinierte und einfache gesellschaftliche Form habe ich in Deutschland überall gefunden. Dies ist vielleicht die Erziehung der autoritären Regime, denn diese disziplinierte Einfachheit hat mich schon bei meinem Besuche des faschistischen Italiens gefesselt. Unser demokratisches Regime hingegen hatte sich durch zwanzig Jahre und trotz einiger Versuche der jüngeren Generation nach Beseitigung endlos langer unterwürfiger Titulierungen und Verbeugungen zu etwas ähnlichem nicht aufzuraffen vermocht.

Schließlich möchte ich gerne wahrheitsgemäß konstatieren, daß ich in Deutschland überall, in Ämtern und bei Privaten, nicht

nur Worte der Verständigung, sondern auch der Anerkennung und der Wertschätzung des tschechischen Volkes fand, dessen Situation und nüchterne Einstellung zu den sich überstürzenden Ereignissen der letzten Zeit allgemein gewürdigt wurde.

Aus all dem habe ich die Erkenntnis gewonnen, daß der Zusammenarbeit und der Annäherung beider Völker nichts so sehr nützt, wie der lebhafteste und engste gegenseitige Verkehr, bei welchem man am besten die Ansichten austauscht und ihre Schärpen beseitigt, um so zu gegenseitigem Verständnis, zu gegenseitiger Wertschätzung und Achtung zu gelangen!"

Diese Schilderungen in der Presse erfahren ihre Bestätigung durch die Berichte, die die tschechischen Arbeiter ihren Landsleuten geben, wenn sie von ihren Arbeitsstätten im Reich in ihre Heimat auf Urlaub fahren. Eine tschechische Prager Zeitung veröffentlichte kürzlich die Zuschrift einer Gruppe tschechischer Arbeiter, die im Reich tätig sind und die auf Grund ihres Erlebnisses auch für das tschechische Volk die Organisierung seines politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens nach nationalsozialistischen Grundsätzen fordern.

*

So vollzieht die Wirklichkeit unerbittlich ihre Korrekturen in Vorstellungen und Auffassungen eines Volkes und führt zur Würdigung der politischen Angelegenheiten.



Inhaltsverzeichnis

Seite

Heinrich Roß:	Zwischen Wollen und Röhren	3
Otto Weber-Krohse:	Polen — die Geschichte einer Katastrophe, die Legende einer Größe	11
Hanns Bernhard Lauffer:	Das Kunstschaffen im ober-schlesischen Raume	19
Richard Curinger:	Noch einmal . . . , Gedicht	25
Willy Heier:	Deutsche Gegenwartskunst in Ostoberschlesien	26
Detlef Krannhals:	Das Buch vom Polenfeldzug	28
Alfons Hayduk:	An der Halde, Gedicht	32
* * *	Eine deutsche Frau im Polenfeldzug	33
Herybert Menzel:	Winter, Gedicht	38
Ulrich Sander:	Ein Wiedersehen, Erzählung	39
Karl Herma:	Die tausend Tode von Ramenz, Erzählung	43
Walter Sperling:	Lob der ostdeutschen Kleinstadt	48
Mag Lippold:	Das trodene Jahr, Erzählung	51
Volk und Raum im Osten		62

Der letzte Treck — Litauens geschichtliches Problem: Polen — Die Tschechen und der Krieg — Klarheit in Prag.

Das Titelbild zeigt einen Bauer aus dem Riesengebirge.

Die Bildvorlagen sind von:

Willy Heier, Beuthen O./S., Seite 27, Kunstdrucktafel I, II, III; Scherl Bilderdienst, Berlin, Seite 1, 21, 23; Foto Sperling, Seite 48, 49.

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Richard Curinger, Wental (Bad Salzungen) z. Zt. im Felde; Willy Heier, Beuthen O./S.; Karl Herma, Bielitz; Dr. Horst Joswig, Danzig-Zoppot; Heinrich Roß, Breslau; Dr. Detlef Krannhals, Danzig-Oliva; Dr. Hanns Bernhard Lauffer, Hermsdorf (Rynast) Krs. Hirschberg (Schlef.), z. Zt. im Felde; Mag Lippold, Sprakten über Insterburg (Ostpr.), z. Zt. im Felde; Herybert Menzel, Titschtiegel, z. Zt. im Felde; Dr. phil. e. h. Adolf Meschendorfer, Kronstadt (Rumänien); Ulrich Sander, Bodenhausen (Ostfee), Krs. Kolberg; Walter Sperling, Danzig; Karl Viererbl, Reichenberg (Sudetengau); Dr. Otto Weber-Krohse, Bahlenhof über Mühlhausen (Ostpr.), z. Zt. im Felde; Gertrud Wendorff, Kl.-Nybno, Krs. Gnesen.

In unserer baltendeutschen Sondernummer wurde der Aufsatz „Deutschlands Weg“ von Professor Freiherr Freytag-Loringhoven, M. d. R. mit Genehmigung des Verlages Otto Stollberg, Berlin W. 9, dem soeben in vierter Auflage erscheinenden Buche des Verfassers „Deutschlands Außenpolitik 1933—1939“ entnommen.

Herausgeber: Wilhelm Jarske und Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamthalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Ketterhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck A. W. Rafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“, Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Ketterhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.